

# VERBAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 44.

Monatlich vier Bummern.

Berlin, 14. November 1892.

Vierteljährlich  
2½ Mark = 1½ fl. ö. W.

38. Jahrg.

## Serbflaub.

Novelle von Sara Hutzler.

Nachdruck verboten.

Schön war sie gewesen wie wenige, und ihr Dasein war einfach dahingeflossen wie das so vieler anderer. Dennoch war ihr Ende traurig; unsäglich traurig, schon um der geheimnisvollen Schweigsamkeit willen, mit der sie aus dem Leben schied.

Auf dem stillen Friedhof, weithin aus dem Rahmen der Stadt, in der sie gelebt, ragte unter ödem Gestrüpp und graugrünen Ranken ihr Grabstein empor.

Der Hügel lag abseits, von den anderen abge sondert da, und diese Abgesondertheit gab ihm ein fremdes, verlassenes Gepräge. Kalt und eisig ging der weiße Stein darüber empor, eifrig und abwehrend schillerte im Mondlicht seine einfache weiße Fläche; so abwehrend, als habe der schöne Frauenleib, der darunter ruhte, im Leben nicht ewigen Sonnenschein um sich verbreitet: Agathe Delfst. 29.

Neunundzwanzig Jahre alt. Und der steife Grabstein zeigte nichts weiter an. Nichts von „laßt entschlafen“, nichts von „hier ruhet in Gott“, oder „unsere innigst geliebte teure“ — nichts!

Steif und geradlinig, wie zur kalten Abwehr jeder aufdringlichen Neugier, wie zur Ablehnung eines jeden Interesses nur die wenigen Buchstaben, die den Namen bildeten: Agathe Delfst. 29.

Der Grabstein stand schon lange. Die Kränze, die darauf lagen, trugen welke Blätter, und der einstmals grüne Hügel sah trocken aus und grau, wie aus Mangel an Nahrung und Pflege verdurftet.

Ob das darunter schlummernde Wesen vergessen war? Anscheinend. Und doch war ihr Dasein, so hieß es, von Sonne umgeben gewesen und lichtbeglänzt.

Lichtbeglänzt? Und mit neunundzwanzig Jahren unter der Erde?

Anscheinend war sie vergessen. Die Erscheinung, welche mit ihrer hochragenden Gestalt und ihren rotgoldenen Haaren gleich einem Meteor in der Gesellschaft der Großstadt aufgestiegen war. Wer hätte gedacht, daß das Leben dieser Frau den franten Kern inneren Wehes in sich trug? Wer gahnt, daß hinter der hellen Stirn ein anderer Gedanke Raum hatte, als der des lebensfreudigsten Genusses?

Sie hatte nichts erlebt, als die Gesellschaft sie empfing — sie empfing als die Witwe eines geachteten reiferen Mannes. Er hatte dem blühenden Geschöpfe das Leben an seiner Seite sonnig zu gestalten gestrebt und von dem unberührten Herzen nichts begehrt, was es in seiner Jungfräulichkeit nicht zu geben vermochte.

Sie hatte neben ihm ein friedliches, gesundes Leben geführt. Von den Schlacken der Gesellschaft traf sie nichts. Mit reinen, klaren, von Liebe und Leidenschaft nichtswissenden Augen hatte sie in das sonnenhelle Dasein geblickt, und ihre ersten Thränen vergoß sie am Grabe des Mannes, der ihr als liebender, sorgender Freund zur Seite gestanden und sie von der Kenntnis alles von außen kommenden Bösen bewahrt hatte.

Und so war sie geblieben. Frei von jedem Mißtrauen, arglos dem Neider gegenüber, voll harmonischer Ruhe in ihrem ganzen Sein. Wie eine weiße Lilie trat sie nach zwei Jahren einsam verlebter Wittwenschaft in die Gesellschaft ein, wie eine weiße, goldgekrönte Lilie schritt sie in ihr einher, in ihrer aufrechtgehenden Haltung ein Unnahbares, in der Biegung ihres rötlichen Kopfes ein eigen Zuträuliches, Herzgewinnendes.

Ihre Salons wurden in der Hauptstadt schnell bekannt. Und die Elite-Gesellschaft, die dort ein- und ausging, huldigte der blonden Herrin.

Agathe selbst schritt unter ihren Bewerbern einher mit ihrem völlig unbe-

rührten Herzen und wählte sich gezeit gegen alle Blicke, die sich liebebeischend auf sie richteten.

Und dann — urplötzlich war ihr Tag gekommen. Ein Tag, an dem zwei dunkle Augen sie mit herrischem Wollen an sich zogen, an dem ihr Herz sich eigen füllte mit bisher ungekanntem Angstgefühl, mit Weh und Seligkeit zugleich.

Ob es ihr Auge war, das ihn zuerst erblickte, ob es das seine war, das auf ihr ruhte? Wer von den beiden konnte es sagen, da sie sich gegenüberstanden und die ersten Worte sprachen. Er war ganz anders als die anderen, die sie kannte.

„Ein großer Künstler,“ so hieß es. Er stand dicht vor ihr, inmitten der Gesellschaft, welche die Räume der Gesandtschaft füllte, und der jugendliche Kopf mit seiner Fülle trotzig brauner Haare neigte sich vor ihr mit jenem halb verlorenen tiefen Blick, der staunte, bat und zugleich forderte.

„Frédéric Vernet!“ Seltsam erschien es ihr, daß sein Name sich ihr so fest einprägte mit seinem fremden Klang, während sie in seine Augen sah und mit ihm sprach.

Seltene Augen waren's. Jungendlich wie eines Knaben Augen und groß dabei und braun und herrlich.

„In unserer Stadt ein Fremder?“ hatte sie gefragt, und er bejahte.

„Sie werden vieles Schöne bei uns finden!“

Wie seltsam, daß er sie nur ansah und nicht. Rauschende Musik ertönte, und ehe sie wußte, wie's gekommen war, lag ihr Arm in dem seinen, und sie schritt neben ihm durch viele Säle — schweigend wie im inneren Verständnis des Alleinseintwollens. Auf der Terrasse vor dem Hause standen sie und sahen einander an.

Vor ihnen lag der See, der leise dahinschleichende, silberleuchtende See, und über ihnen schien der Mond hernieder und warf sein schillerndes Licht auf das spiegelblanke Gewässer. Eine eigene Stimmung erfaßte sie, eine Stimmung von Feierlichkeit, in der man alles versteht, über nichts staunt und alles verzeiht.

„Kenne ich Sie erst seit heute?“ fragte er wie traumverloren, und sie sah zu ihm auf im Mondenlicht und lächelte ihn an in gleichem Staunen.

Eine seltsame Nacht! In Agathens Seele grub sie sich unvergeßlich ein mit ihren Einzelheiten. Sein Blick, seine Gestalt mit der graziosen Beweglichkeit der Glieder, seine Haltung, sein gelblich bleiches Gesicht mit den scharf gezeichneten Linien, sein verdrießliches Stirnrüßeln, da man sich vom Saale nahte mit der zaghaften Bitte, etwas „vorzutragen“, und dann sein rascher Blick auf sie, „ob sie es wollte“?

D — ob sie es wollte! Bei ihrer leidenschaftlichen Liebe zur Musik. Ja, sie wollte es, und sie verharrete arglos auf der Stelle, an der er sie verlassen, und sah ihm nach, wie er davonschritt. Die Klänge, die er dem Klavier entlockte, drangen zu ihr.

Welche Töne! Welche fremde Welt in ihr! Wie aus weiter Ferne kommend — in gedämpfter Weise traf die Musik ihr Ohr, und gleichsam wachend träumend gingen ihre Augen durch die Hallen zu dem Manne hin, der vor dem Flügel saß und, mit den Tönen eins, die Menschen ringsumher vergessen hatte.

Ein heißes Etwas stieg in ihrem Herzen auf, ein unbestimmtes heißes Sehnen überfiel sie, ein Sehnen allein zu sein, allein mit der Musik und — ihm.

D, wenn der Traum doch bliebe! Wenn jene Töne niemals endeten, diese Töne, die fremd erklangen und ihr doch so seltsam gutbekannt erschienen! So wie er, jener Mann, seine Stimme ihr bekannt vorkam, ja wie sein Kopf, der braune Kopf mit jener breiten Stirn ihr, ihrer Seele eng vertraut erschien, als sei in ihrem Leben nicht ein Augenblick gewesen, an dem er ihr gefehlt.

Nun saß er dort. So fern von ihr, mit fremden Menschen! Und seine weißen Finger lagen auf den Tasten, und seltsame schöne Töne schwellen unter seinen Händen an und drangen durch die lichtbeglänzten Räume.

War es ein Märchen? War alles ein Traumbild? Und daß sein Auge plötzlich auffah, suchend, sehnd durch die Säle ging, es war kein Traumbild. Er suchte sie, und wenn die Töne schwiegen, dann kam er sicherlich zu ihr, gewiß zu ihr, sobald der Bann gebrochen war, der auf dem Ganzen lag, gebrochen —

D! Zu Ende! Tot die Musik! Zu Ende!

„Gott sei Dank!“

Hatte sie's gerufen? War's möglich, daß sie ihren Gedanken laut gesagt. Er kam so eilig durch die Säle und trat geradeswegs zu ihr. Ihre Hände streckten sich ihm entgegen wie mit einem alten, ihr bisher entzogenen Anrecht. War's möglich, daß ihre Seele sie so voll, so bis zur Unvernunft beherrschte? Sie stand auf der Terrasse an seiner Seite, und über ihnen leuchtete noch immer der Mond am Himmel. Agathe hob den Kopf und blickte reglos um sich. In ihr erzitterte die ganze Seele den verstummten Tönen nach. Das



Besuchtoilette. (Vorder- und Rückansicht.)

(Beschreibung S. 435.)

Silberlicht ergoß sich voll über die Gestalt, und neben ihr, so dicht, daß seine Schulter ihre Wange streifte, stand Frédéric und sah ihr unverwandt ins weiße Antlitz.

„Man müßte dichten können,“ kam es endlich jauchzend leise über seine Lippen „diese Nacht, der Mond, der Himmel, die Musik und — Sie!“

Agathe schwieg und blickte träumend in die Weite. Leichte Schauer durchzogen ihren Körper. Ein Mitternachtswind ging rauschend, raschelnd durch das Laubwerk der Bäume, und aus dem Innern der Säle ertönten die Klänge eines langsamen, verlockenden Walzers.

„Sie tanzen?“ flüsterte Frédéric, „wollen Sie?“

Sie schüttelte leise den Kopf. Wie sollte sie tanzen in dieser mondhellten Nacht, in dieser weltüberhobenen Stimmung, die sie erfaßt hatte!

„Es ist hier so schön,“ sagte sie leise.

„So schön! Ja!“ sprach er nach, und sein Blick hing an ihrem Antlitz mit sehnsüchtig düsterem Feuer. „Wie war es nur möglich, daß du lebstest und daß ich dich nicht kannte?“

Das Lächeln Agathens wandte sich dem Manne zu. Das trauliche „Du“ drang ihr bis ins tiefe Herz und weckte sie aus der sie haltenden Traumempfindung.

„Was thut das?“ flüsterte sie selig, „wir kennen uns ja jetzt.“

Der Mann erfaßte hingerissen die Hände des schönen Weibes. Wie glühender Zunder wirkte auf ihn ihr Wort, ihr Blick. Vergessen war der fremde Ort, an dem sie standen, vergessen die Menschen und deren Meinung. Ihre Augen sahen ihn an, ihre Gestalt hob sich im Mondenlicht silbern überglühend magisch ab in der romantischen Umgebung. Frédéric zog die biegsame Gestalt an sich und bedeckte ihren Kopf mit Küffen. Wie hatte sie gesagt? „Wir kennen uns ja jetzt.“

„Ja, jetzt!“ rief er jubelnd, ein Siegesstiches im Tone und in der Miene, und den braunen Kopf mit einer Gebärde berückender Leidenschaft in den Nacken werfend, wiederholte er seinen knabenhaft jubelnden Ruf, daß er metallisch in die Nacht hinausdrang: „Ja, jetzt!“

\* \* \*

Er war jünger als sie, um einige Jahre jünger. Wer von ihnen hätte das beachtet in dem für sie neu hereinbrechenden Frühlingsmorgen ihrer Empfindungen. Wußten sie, was es war, das über sie hereinbrach, das sie zu einander trieb wie zwei zusammenfließende Ströme, das sie der Welt — der Gesellschaft raubte und die Stunden in der Stille des Heims erführen ließ?

Agathens Heim! Wie anders erschien es ihr, seit sein Geist darin herrschte, seit seine jugendliche Gestalt allabendlich am Kaminfeuer leuchtete, seit seine Hände träumend auf den Tasten ihres Flügels lagen.

Sie liebten sich, vielleicht war's unbewußt bisher, vielleicht war's stumme Sehnen von beiden, daß sie sich's nicht gestanden. Er nannte sie seine Freundin, seine Muse — seine Andacht. Ihr Lächeln schuf ihm seine Lieder, ihr Auge gab ihm Mut zu seinem Schaffen. An ihrem Flügel, von ihrem Lobeswort geführt, von ihrem schönen Anblick immer neu begeistert, entstand sein großes Werk, das Werk, an das er seinen Ruf und seine Zukunft setzte. Und dieses Werk gelang. Des Winters Ende kam, und in der Opernloge saß an einem späten Abend Agathe und lauschte, helle Freudenthränen in den Augen, jenen Tönen, welche von der Bühne drangen, jenen Melodien, die sie kannte — die Melodien ihres Liebling's, ihres Künstlers: Frédéric Bernot. Und für Agathe brach eine neue Sonne durch den Himmel. Sie lebte einen Traum, den ersten ihres Lebens. Ihre stille Ruhe versank unter seiner gewaltig loderbenden Herrschaft, und ihre Seele wuchs empor, rankte sich an ihn und sog sich Feuer ein an seinem Feuer.

Agathens Plätzchen am Kamin war traulich wie nur je, Agathens Wohnung voll Behagen wie nur je, Agathens Augen waren voll von Liebe wie am Tage, da sie ihn zuerst erblickt, und dennoch sammelten sich Gäste an, wie in den früheren Tagen, da er noch nicht einzeln und ausging. Agathe war es selbst, die ihm das Haus belebte, und wenn's belebt war, blickte sie auf ihn, auf seine heiteren Augen, auf sein erregtes, lebenslustiges Aeußeres und schloß sich leise leuchtend ihren Gästen an. Vielleicht war er zu jung für sie!

D, wie die Frage an ihr nagte, wie die Gedanken, die ihr plötzlich ihren Schlaf geraubt, so bleich machten und so müde! Ja, sie war bleich, und er sah's und ward besorgt um sie.

„Strengt dich das Tanzen an, Agathe? Komm, ruhe dich!“ Und so aus seiner Güte, die ihr Wohlthat, ergab es sich, daß sie sich quälte, während er mit anderen tanzte. Wie schön er tanzte! Er sollte tanzen, selbst wenn sie müde wurde und sich im Nebensaal zum Ruhen setzte. Wie konnte sie vergessen, welche schönen Stunden ihrer harzten, wenn der Tanz zu Ende ging und er an ihrer Seite durch die kalte Nacht fuhr, immer plaudernd, immer voll Leidenschaft und voll Liebe — Agathe lehnte, glücklicher Gedanken voll, das Haupt zurück und blickte durch die gehobenen Portièren des Boudoirs, in dem sie ruhte, in den hellen Saal, der vor ihr lag.

Der Tanz war zu Ende. Eine Stille war eingetreten, eine Stille, in der Agathe auf ein Erscheinen wartete, auf einen Schritt lauschte, und plötzlich fuhr sie mit der Hand zum Herzen. Eine Stimme hob sich im Gesang. Eine einfach klare Mädchenstimme. Wie war es möglich, daß Agathe bei dem Klang erleichte? Wie kam's, daß sie mit Haß zur Thüre eilte und, einer plötzlichen erdrückenden Vorahnung folgend, mit den großen bangen Augen die Gesellschaft streifte? Jene Mädchenstimme! Was war's damit? Was trieb ihr so jäh alles Blut zum Herzen? Was ergriff sie so mächtig, daß sie wankte? Er — er! Frédéric! Wo war er, während die eigen rührende Mädchenstimme durch die Räume zog?

„Nun ist er hinaus in die weite Welt —“ sang sie! O Gott! Wie in eine weite Tiefe versinkend, griffen die weißen Finger Agathens in die Falten der Portièren ein. Ihr ganzes vergangenes Leben durchzog rasch ihren Geist, ihr Leben ohne Inhalt, ohne Liebe, ohne Halt, ohne ihn — ein krankhaftes, angstvolles Weh überfiel sie.

„Die Frauen sind dort so falsch und so schön —“ tönte das Lied; eine große gewaltige Angst ergriff sie. Wie mit einem Seherblick durchschaute ihr Geist eine Zukunft — eine schreckliche Zukunft. Dieser Moment war für ihr Glück der Tod. Frédéric — Frédéric! Er stand neben ihr. Sein

brauner Kopf beugte sich zu ihr, während er die schwankende Gestalt sanft mit seinen Armen hielt. „Arme Agathe, was war dir?“ Ja, was war ihr? Thränen entströmten ihren Augen und tropften an ihrem bleichen, schönen Angesicht hernieder. Wie ein dankbares Kind blickte sie wortlos zu ihm auf, und er legte den Arm schützend um sie und führte sie mit liebender Besorgnis durch die Säle.

„Wer war sie, die da sang?“ Sie fragte es so zaghaft, als könne seine Antwort eine nicht heilgewordene Wunde schmerzlich berühren.

„Ellen Adair soll sie heißen. Ich fragte soeben. Ich war im Rauchzimmer. Sang sie gut?“

O, welch eine Welt von Erleichterung fiel auf ihre heiße Seele. Seine unbefangene Ruhe, sein Gleichmut! Er gehörte ihr noch. Ihre kranke Phantasie hatte sie Geistesfester sehen lassen, Geistesfester, die sie bannen mußte, bannen um jeden Preis. Was wollte sie auch? Was war geschehen? Was trieb ihre Phantasie solche wilden Spiele, die sie marterten, sie sich verlieren ließ in ein Wirrwarr von bösen Vorempfindungen! Und er? Frédéric? Ihr Verlobter? Quälte sie ihn nicht auch? Wirkte ihr Zustand nicht auch auf ihn? O, wie schade doch um die schönen Stunden, die dahingezogen in ungerechter Bangigkeit um ein Nichts. Es sollte anders werden. Sie wollte Herr werden der Stimmungen, die sie verfolgten. Geiter und froh und gut wollte sie wieder werden, wie er es liebte. Hochherzig und selbstlos hatte er sie oft genannt. War sie's denn auch? Nein, sie war's nicht mehr, aber sie wollte es wieder werden, und für die bösen Gedanken, die sie beschlichen, wollte sie Buße thun. Für die Ungerechtigkeit, die sie in Gedanken gegen das Mädchen und ihren schönen Gesang empfunden, wollte sie reumütig sein und mit guter unbefangener Herzlichkeit dieses Kind, gerade dieses, an sich ziehen.

Frédéric sollte sie sehen. Weshalb auch nicht? Ihr Frédéric, der ihr nie Anlaß gegeben hatte zum Kummer! Ja, er sollte das Leben genießen, sie wollte ihm alles darbieten, was ihm das Leben verschönern könnte; kein kleinliches Empfinden sollte er sehen, und zur Strafe für sich wollte sie den Gegenstand ihm gegenüberstellen, der ihr so unbewußt zu Schrecken Anlaß gab.

Ellen Adair hieß das Mädchen. An Agathens Kamin hatte sie Platz genommen, als seine Hand die Glocke zog und sein Kopf an der Thüre erschien. Agathens Lächeln strahlte ihm entgegen, ihr altes bezauberndes Lächeln.

„Herr Bernot!“ — stellte sie vor, dann, halb neidisch zu ihr gewandt: „Rate, wen ich hier habe?“ Ihre weißen Finger hatte er an die Lippen gedrückt, dann hob er den Blick und schaute ins Zimmer hinein. Mit der ihm eigenen raschen Grazie der Bewegungen trat er auf den Gast. Eine Sekunde lang sah er das Mädchen an — „Fräulein Adair!“ sagte er rasch und sicher, und Agathe Delft zuckte fast unbewußt zusammen und neigte zustimmend den rötlichen Kopf.

„Sie kennen mich?“ Ellen Adair hob die Augen mit einem verwunderten Blick.

„Ich sah Sie einmal, flüchtig nur, vom Klavier aus. Sie sangen. Ich entsinne mich, daß Sie abgewandt saßen und doch“ — er vollendete seinen Satz nicht, des Mädchens gerade Blicke gingen in die seinen.

„Das ist seltsam,“ sagte sie ganz leise lächelnd, fast im Zittertone.

„Das ist auch seltsam. Ich wundere mich selbst darüber. Ich sah damals wirklich nur Ihren Hinterkopf.“

Sie sagte mit rascher, kindlicher Gebärde danach: „Der ist sogar heute ganz anders!“

„Ist er das? Zeigen Sie doch!“

Das Mädchen wandte ein wenig den braunen Nacken. „Hochfrieht!“ erklärte es mit komischer Wichtigkeit.

„Ach wirklich!“ sagte er ebenso, und dann lachten sie beide. Agathe Delft hatte sich an dem Kaffeetische zu schaffen gemacht und vermied es, zu ihrem Bräutigam hinüberzusehen, der neben dem Mädchen im Erker einer Sessel eingenommen hatte und den Tüllschleier, den sie vom Hute genommen, sorglichst auf seinen Knien zusammenfaltete.

„Noch kleiner, mein Fräulein?“

„Nicht doch, Herr Bernot, Sie zerknittern ihn ja!“

„D, pardon! Ich bin in Frauendienst noch ungeübt.“

„Noch ungeübt!“ Agathe hörte das Wort, und ihr Haupt sank ihr vornüber auf die Brust. „Frauendienst!“ Er hatte recht, sie hatte den schönen Liebling nie in ihre Dienste gespannt, sie hatte niemals jene kleinen Unterwürfigkeiten, welche die Liebe eingiebt, von ihm, dem Verzogenen, begehrt noch empfangen — und jene da, ein halbes Kind noch, nahm spielend und achtslos von ihm Dienste entgegen, wie sie ein jeder leistete, und würdigte sie nicht mehr, als gäbe sie der Gleichgiltigste. Agathens Brust hob und senkte sich schwer.

Frédéric Bernot trug den kleinen dunklen Hut und das Jackett Ellens in den Korridor hinaus, und als er an seinen Platz am Erker zurückkehrte, dankte sie ihm mit einem ganz nichtsagenden kleinen Lächeln, und dann plauderten die beiden weiter, als wenn es keine Agathe und als wenn es außer ihnen beiden nichts von irgendwelcher Bedeutung mehr gab. Und Agathe?

Sie wußte nicht, ob sie zum Kaffee bitten sollte oder nicht. So weltvergessen lachte, scherzte und plauderte da im Erker die Jugend zur Jugend, so wohl verstanden sich die musikalischen Seelen, die leise neben- und miteinander Motive von Arien und Strophen alter Volksweisen dahersummteten.

„Der Kaffee ist fertig Frédéric — Ellen!“

Nach Nennung der beiden Namen erschraf sie selbst. Wie eng das Zusammenklänge, und sie, sie selbst hatte es so gesagt! Ihr Bräutigam hatte sich erhoben.

„Wollen wir an den Tisch gehen, mein Fräulein, oder soll ich den Kaffee herbringen?“

„D, wie Agathe will!“ Sie sagte es so süß und kosend, die Kleine, daß ihr das Herz der einsamen Agathe warm entgegen ging. Nein, diese war nicht falsch, dieses Kind wollte nicht Unglück, gewiß nicht, und sie hatte unrecht gethan, ihr Herz gegen sie zu richten.

Wie zu reuiger Abbitte faßte sie den braunen Vorkopf des Mädchens und küßte sie auf die frischen Lippen.

„D, das macht neidisch, Agathe!“

Frédéric war eingetreten, und während er die Worte sprach, sah er direkt auf den roten Mund Ellens. „Ich werde sie nicht wieder küssen!“ kam es hart und stählern von den Lippen Agathens.

Sie fühlte gleich ihm die schroffe Unliebenswürdigkeit in Ton und Rede, und ihre Blicke begegneten einander, zum erstenmale Eigensinn und Kampfbereitschaft im Ausdruck.

„Sie ist eifersüchtig,“ sagte sein Auge geringschätzig. „Er soll mich nicht in ihrer Gegenwart übersehen,“ sprach das ihre.

Nach dem Kaffee beschloß man etwas zu musizieren.

„Sie singen ein Lied, Fräulein Ellen, nicht?“

„Keine Noten!“ sagte sie kurz, in drohigster Verlegenheit beide Hände vorzeigend.

„So machen wir's auswendig. Kommen Sie!“

Sie folgte ihm an das Instrument. Die neue Decke, welche Agathe für ihn gestickt, lag über dasselbe gebreitet. Wenn er sonst an den Flügel trat, pflegte er vor dem Öffnen mit der Rechten über die Plüschdecke zu fahren und sie dabei anzusehen. Heute schlug er eilig, ungeduldig die Ecke der Decke zurück und setzte sich zum Flügel.

„Was wollen Sie singen?“

Er schlug einige Accorde an und blickte fragend zu Ellen auf.

„Was soll ich singen?“

„Kennen Sie das?“

Er spielte den ersten Satz eines bekannten Liedes: „Es muß ein Wunderbares sein.“

„D ja, das kenne ich, aber ich singe es tiefer!“

„So transponieren wir's! Also F-Dur. Ist's so gut?“

Sie nickte, und er begann zu spielen. Durch eine Bewegung seines schönen Kopfes bedeutete er ihr anzufangen, und ihre reine junge Stimme erhob sich und hielt liebessehnd durch den Raum:

„Es muß ein Wunderbares sein  
Um's Lieben zweier Seelen.“

Sie schaute zu ihm herab, der zu ihr aufsaß, und leise formten seine Lippen die Silben mit ihr, und so, in den auf- und abschwappenden Tönen, in dem Zueinandergehen der Blicke und der Empfindung, verbanden sich die zwei jungen Seelen zu musikalischer Einheit und in poesievoller Verklärung.

„Vom ersten Kuß bis in den Tod  
Sich nur von Liebe sagen!“

„Sich nur von Liebe sagen!“ sagte Frédéric leise, nachdem sie geendet, und der Mund, der noch eben vom Kusse gejunget, war noch leicht und voll vorgehoben, wie im Nachgemuß des empfundenen Wortes.

Ellen sah auf den Mann, auch ihrerseits gefangen noch von der Stimmung, die sie beide getragen.

Es war still geworden — ganz still.

Der Mann am Klavier ergriff leise die kleine Hand des Mädchens, welche lässig auf seiner Stuhllehne ruhte, und führte sie an seinen Mund.

„Herr Bernot, was thun Sie? D, sehen Sie, Agathe!“ Die Genannte lag, als sich der Mann umwandte, bleich und still mit geschlossenen Augen auf dem Sessel, welcher hinter dem musizierenden Paare stand.

„Agathe!“

Sein erschrockener Ruf schien in ihre Bewußtlosigkeit hineinzudringen, denn ihre Augenlider vibrierten einen Moment lang, dann aber lag sie regungslos wie vorher.

„Was ist das? Um Gotteswillen! Was kann ihr geschehen sein?“

Ellen, das halbe Kind noch, verstand mit der weiblichen Intuition besser als der weltgewandte Mann, was der armen Agathe geschehen war, und während sie sich hilfeleistend über sie beugte, fielen reuige und mitleidige Thränen aus ihren schönen, klaren, lieben Augen.

„Ist ihr besser?“

Die bleiche Kranke regte sich.

Ellen beugte sich zu dem Fragenden. „Wollen Sie nicht jetzt gehen? Ich könnte es ihr bequemer machen.“

„Kann ich nicht hier — kann ich nicht bei Ihnen bleiben?“

Ein merkwürdig ernster, reifer Ausdruck zog bei dieser seiner Rede über das Antlitz des jungen Mädchens.

Agathe hatte die Augen aufgeschlagen. Ihr Blick ruhte still und entgeistigt auf dem Angesicht des über sie gebückten Mädchens. Es war in dem Blick etwas Eigenes. Gleich einer Seherin, die weise und klug über den Tag hinweg, über dem Bestehenden fort in eine Zukunft schaut, in eine Zukunft von ewigem Leid, so sah die Leidende das gesunde Geschöpfchen an.

Ein Schauer durchzog sie alle. Keines sprach.

Agathe erholte sich bald und nahm mit ungewohnter Lebhaftigkeit an der Unterhaltung teil, die sich nun neu und zwanglos anbahnte.

Sie habe sich sicherlich bei der heißen Fahrt in der Mittagssonne heute die Indisposition zugezogen, meinte Frédéric. Sie dürfe ihn nun nicht mehr vom Konservatorium abholen, entschieden nicht! Sie brächte ihm überhaupt zu viele Opfer.

„Aber das ist das Los der Frau, welche —“ Agathe sprach nicht aus. Das Wort „liebt“ auszusprechen, schien ihr auf einmal unmöglich, ja, in der Nutzenanwendung auf sich ein wenig lächerlich.

Sie brächte ihm gar zu viele Opfer, meinte Frédéric kopfschüttelnd, sie sei zu selbstlos.

„Das ist das Wesen der Frau,“ wandte Agathe ein.

„Aber man soll an die Selbsterhaltung denken, liebe Agathe!“

Agathe Delft saß kerzengerade aufrecht und sah ihren Verlobten an. „Liebe Agathe!“ sagte er so, wie wenn er „lieber Freund“ oder „meine gute Mutter“ gesagt haben würde. Langsam legte sie die Hände aufeinander in ihrem Schoße. Langsam ließ sie den Kopf auf die Brust sinken.

„Selbsterhaltung, Selbstvernichtung — das, Frédéric, sind schöne Worte! Was man thut, man thut es, weil man muß. Ueber uns waltet ein ewiges Geschick!“

„Aber Agathe, Fatalistin!“

Sie neigte den schönen Kopf. „Ja, ja, das bin ich!“

„D, Agathe! So glaubst du nicht, daß es in dem Willen des einzelnen liegt, sein Leben zu dirigieren?“

Sie sah ihn an, der so sprach, sie, die so hilflos, so unselbstständig geworden war durch ihre Liebe.

„Nein,“ sagte sie kurz, „das glaube ich nicht! Ueber Leben und Sterben entscheidet das Geschick!“

„Und Sie, Fräulein Ellen, denken Sie auch so? Sind Sie auch Fatalistin?“

Das junge Mädchen lächelte. „Ich weiß nicht,“ antwortete es, „ich habe noch nie darüber nachgedacht.“

„Das ist recht von Ihnen! Es soll auch ein hübscher Frauenkopf nicht voll Reflexionen stehen!“

Ellen lachte verlegen. Agathe sah nicht auf. War es denn möglich, daß so Frédéric gesprochen, daß er so dachte? Ja, wußte sie denn überhaupt, wie er über gewisse Dinge dachte? Hatte sie jemals eine Stunde ruhigen Gespräches mit ihm geführt über das, was sie erfüllte, über das, was sie ihre Ideale nannte.

In dieser Stunde wurde sich Agathe darüber klar, daß der Mann, der sechs Monate mit ihr verlobt gewesen, in ihr Innenleben nie einen Blick gethan, daß sie in dem Rausch der Liebe das unaufgeklärte gelassen hatten, was den Grundstein legen muß zu einem gemeinsamen Verstehen: das Erkennen des gegenseitigen Wertes und den Respekt vor dem inneren Menschen.

Er liebte die Reflexion nicht. Und sie — ihr Dasein bestand aus ruhiger Reflexion über das Was und Wie so aller Dinge. Sie fühlte ihren Wert, und er erkannte ihn nicht einmal. Er liebte ihre Liebe zu ihm und war zuweilen stolz auf sie, aber eins mit ihr, im Innern eins mit ihr, das war er nicht, der junge bildschöne Phantast, der sie gefangen genommen hatte mit dem Genie in ihm, mit der Grazie um ihn.

Agathe verlor sich so sehr in ihre Gedanken, daß sie es überfah, wie ein Gewitter aufzog.

Blitz und Donner wechselten in rascher Reihenfolge, und ein schwertropfiger, praller Regenguß schlug gegen die Fenster an. Agathe erhob sich, um ein Fenster zu öffnen.

Frédéric fiel ihr in den Arm: „Was willst du thun? Agathe, was hast du vor?“

„Ich wollte öffnen, den Sturm sehen.“

„Um Gotteswillen! Bei dem Gewitter? Es blüht ja!“

„Nun ja, ich sehe.“

„Du darfst nicht öffnen bei dem Ungewitter, ich leide es nicht, Agathe!“

„Ich bitte, thun Sie's nicht, Agathe. Ich fürchte mich so!“

Es war Ellen, die sprach, und ihre braunen Augen richteten sich groß und geängstigt auf sie und glitzerten ihr von der Sofaecke aus, in die sie sich verkrochen hatte, leuchtend entgegen.

Frédéric lehnte unweit von ihr an einer Stuhllehne und sah schenen Auges auf Agathe.

War's möglich, daß auch er diese kindische Angst mit Ellen teilte? Er, Frédéric, ihr Held, ihr Gott? Unmöglich! Sie mußte sich täuschen. Und doch! Da sie ihn ansah, bemerkte sie, wie er bleich dreinschaute und wie ihm die Beine zitterten. „Es ist dunkel. Zünde die Lampe an, ich bitte dich, Agathe!“

Der Abend war eine starke Prüfung für ihr Herz. Ihr Gott, ihr Held zerfiel, aber ihr verhätschelter Liebling blieb, und von der ganzen Empfindung ihres heißen Herzens getragen, näherte sie sich dem zitternden Geliebten und strich ihm mit der Rechten über das lockige Haar.

„Beruhige dich, Frédéric, der Sturm ist schön!“

Er sah sie an, als verstände er sie nicht. Dann schob er sich schüchtern wie ein banger Schuljunge auf das Sofa und setzte sich neben Ellen Adair.

„Es ist scheußlich, nicht?“

„Fürchtbar!“ gab sie zur Antwort, ihr Gesicht mit den Händen deckend, dann rasch zu ihm aufsehend, „wie komme ich nur nach Hause?“

Um dieser Frage willen haßte sie Agathe, haßte sie um der Herausforderung willen, die sie aus der Rede heraushörte, haßte sie um seine Antwort, die wie selbstverständlich von seinen Lippen kam.

„Ich bringe Sie nachher. Ich lasse einen Wagen rufen.“

„Das kann ja auch durch mich geschehen, Frédéric! Fräulein Adair braucht nur zu bestimmen, wann sie zu fahren wünscht.“

„Doch nicht jetzt — doch nicht in dem Unwetter!“

Agathe sah ihrem Verlobten ganz kalt in die Augen, und er blickte, nachdem ein rasch auflosender Trotz von seiner Miene geschwunden war, zu Boden. Wie sonderbar war Agathe heute!

Sonderbar! Ja, das war sie. Das empfand er, das empfand sie selbst, und das fand auch Ellen, als sie sich ihr später zum Abschiedsruß näherte.

„Ich schicke Herrn Bernot sofort zurück, liebe Agathe, er begleitet mich nur bis zum Wagen.“

„So!“

Das kleine Wörtchen kam spitz und kalt von Agathens sonst so gültigen Lippen und verhinderte, daß das warmherzige Mädchen sie umarmte.

Mit traurigem Blicke wie ein Kind, das eine unverdiente Strafe antritt, schritt Ellen dem Ausgang des Hauses zu und fuhr leicht zusammen, als sie plötzlich von der Herrin wieder zurückgerufen wurde. Agathe empfing sie auf der Schwelle, während Frédéric am Wagenschlag stand.

Die große Frau neigte sich zu dem Mädchen und umfaßte mit ihren weichen Händen ihren Kopf: „Adieu, Ellen Adair! Gott gebe dir seinen Segen, mein Kind!“

„Agathe — was — was — Agathe!“

Sie war schon in das Innere des Hauses zurückgetreten. Es blieb Ellen nichts übrig, als auf den Wagen zuzuschreiten.

Frédéric hob sie hinein und folgte ihr. Ellen wehrte ihm.

„Ich bitte Sie — ich fahre gern allein!“

„Soll ich gehen?“ Er sah sie an mit unwiderstehlich bittenden Augen. Ellen ertrug den Blick nicht.

„Agathe ist — Agathe war so sonderbar!“ hauchte sie ängstlich.

„Ach was! Vorwärts, Kutscher!“

Der Wagen setzte sich in Bewegung, und in demselben Augenblick flog, vom aufsteigenden Winde getrieben, ein Fenster von Agathens Wohnzimmer flirrend zu und zerfiel in tausend Scherben. Hinter dem Fenster, in der Mitte des Zimmers, stand Agathe und sah starren Auges auf die Straße.

Da sie ihren Bräutigam in den Wagen steigen sah, hob sie langsam ihre weiche Hand und deckte einen Moment die Schläfen. Als sie sie wieder sinken ließ, war ihr Gesicht sehr blaß. Sie wandte sich langsam, aber mit festen Schritten und trat in ihr Schlafgemach ein. Aus dem dort befindlichen Schranke nahm sie Hut und Paletot und bekleidete sich damit. Alle ihre Bewegungen waren ruhig und lautlos, aber ohne Zagen und ohne Einhalten, wie von einem außer ihr liegenden Willen beherrscht. Sie besichtigte den getupften Schleier vor das Gesicht, ohne in den Spiegel zu sehen.

Als sie völlig zum Fortgehen gerüstet war, schritt sie noch

einmal in den Salon und strich wie geistesabwesend mit der Fläche ihrer Hand die Flügeldecke glatt — dann wie von einem häßlichen Gedanken unlieb berührt, wandte sie sich erschauernd ab und trat erhobenen Hauptes mit bleicher Stirn auf die Straße hinaus in das neu hereinbrechende Gewitter mitten hinein.

Mehrere Straßen entlang schritt die hohe, schöne, ebemäßige Gestalt geradeaus, dann bog sie, an einer Allee angelangt, in die Ecke ein und verschwand im Dunkel des regnerischen, gewitternden Abends.

\* \* \*

Auf dem stillen Friedhof, weithin aus dem Rahmen der Stadt, in der sie gelebt, ragte unter ödem Gestrüpp und graugrünen Ranken ihr Grabstein empor: Agathe Delfst. 29.

Der Grabstein stand schon lange. Wenige der Hügel wurden so selten besucht wie dieser, und doch brachte der kalte Dezember in diesem Jahre der schönen Entschlafenen späte Gäste: Eine hochgewachsene Dame von feinem, englischem Typus, schön, vornehm und etwas streng von Ausdruck, lehnte am Arm eines schönen, hohen, wetterbraunen Mannes in dem Alter der Vierziger. Er war ungewöhnlich schön, dieser Mann mit der Stirn, die vom Genie geküßt schien, und dem Auge, das von Empfänglichkeit strahlte und blühte. Er war stehen geblieben.

„Ist es hier, mein Frédéric?“

„Ich glaube.“

Die Dame beugte sich und las langsam neben ihm die Inschrift des Grabsteins.

„Agathe Delfst. 29. So jung zu sterben — wie schrecklich! Und sie war schön, sagtest du mir?“

„Sehr, sehr schön,“ gab Bernot düster zur Antwort.

„Und wie starb sie doch? Irgend ein sündhaftes Ereignis —“

„Sie ging ins Wasser!“

„Ja — ja — ich erinnere mich, du sagtest es. Ins Wasser pfui donc! bad taste, very bad taste! Und warum, mein Frédéric?“

„Sie wurde irre an ihm, den sie liebte!“

„Oh, a love story. Very sad, very sad! Steh von der feuchten Erde auf, mein Freund, ich bitte dich!“

„Hier ist es schön — hier muß ich bleiben!“

„Aber, Frédéric! Steh, ich begreife, daß du Stimmung brauchst zu deiner Grabesymphonie, und deshalb begleite ich dich hierher. Auch fühle ich mit dir, daß es dich trieb, die Ruhesätte derjenigen zu sehen, die deine Gönnerin und Muse war, die deine ersten musikalischen Triumphe gefühlt und verstanden hat. Aber daß du dich an diesen schaurigen Ort nun gefesselt fühlst, das, mein Teurer, vermag ich nicht zu verstehen. Wie öde! Wie kalt!“

„Es ist Dezember. Wittwinter auf einem Kirchhof!“

„Gieb dich der Stimmung nicht hin, mein Freund. Komm nach Hause!“

„Noch nicht — ich kann nicht, Leonore!“

„Du weinst, Frédéric?“ Er weinte in der That, weinte nervös und herzerreißend in die Hände hinein. Seine Frau legte ihm die lange, schmale Hand auf die Schulter. „Frédéric,“ bat sie dringend, „Frédéric — ich glaube, es naht jemand!“

Es nahte wirklich jemand. Als sich der Mann erhob, waren die Schritte und das Rascheln von Frauenkleidern deutlich vernehmbar.

Frédéric Bernot bot seiner Frau den Arm. Im Davonschreiten begegnete sie der Neuankommenen, einer Dame in Trauerkleidern, in der Hand einen Kranz von Immortellen.

Da sie dem Paare begegnete, zog über ihr schönes, reifes, volles Angesicht ein Aufleuchten des Erkennens. Sie neigte grüßend das Haupt. „Herr Bernot,“ sagte sie, sich leise verneigend.

Der Mann dankte.

„Wer war das?“ fragte die vornehme Engländerin im Weiterschreiten.

„Ellen Adair,“ erwiderte der Mann, stehen bleibend — „eine liebe Bekanntschaft aus der Jugend: Ellen Adair!“ Er hatte sinnend, wie in Gedanken verloren, gesprochen.

Als das Kirchhofsgitter hinter ihm ins Schloß fiel, erschauerte er fröstelnd und hob seine Gattin galant in den harrenden Wagen.

### Selbst!

Erzählung von E. Vely.

(Schluß von S. 410.)

Nachdruck verboten.

Auf dem Derzener Fels, der im siebenjährigen Kriege von den Franzosen zerstörten alten Weste, fand ein Konzert der Hauslinger Kapelle statt. Die ephemerwucherten Ruinen, Türme und Wände, von wohlgepflegten Anlagen umgeben, bildeten einen beliebten Ausflugsort für die Bewohner der umliegenden Dörfer. Wilrode, nun seit einigen Jahren ein aufblühender Luftkurort, entsandte stets eine Menge Ausflügler dorthin, Kurgäste und Heimische.

Die Honoratioren gruppieren sich hier um Tische, drüben die angesehenen Bürgerleute, man kannte einander, man grüßte — aber das Herkommen mußte aufrecht erhalten werden.

„Unterschiede giebt es nun mal auf der Welt!“ sagte die verwitwete Frau Oberst, die ein Gärtchen am Wilroder See besaß, das begehrenswerter war als ihre verblühte Tochter. Und sie bot huldvoll der ebenfalls verwitweten Frau von Starkloff die Zuckerdose. Diese war Mutter dreier Söhne; für die beiden ältesten, die schon in Amt und Würden standen, suchte sie ihrem wohlklingenden Titel und ihrer geringen Besoldung entsprechend nach reichen Heiratspartien. Sie waren aber immer noch so vorurteilsvoll, neben dem Gelde noch Jugend und Schönheit zu betonen. Der jüngste, ein Student, war aus Göttingen herübergekommen, trug sein Cerevisiäppchen fest auf dem Kopfe, hatte die Beine gegen den nächsten Stuhl gestemmt, das Monocle ins Auge gestemmt und mufterte das Publikum. Seine Einfälle und Bemerkungen raunte er den Brüdern zu; Fräulein Alice bemühte sich vergebens, etwas davon aufzufangen. Sie hatte eine Häßelarbeit zwischen den Fingern, was ihr Gelegenheit gab, auf die hübschen Hände, das einzig Schätzenswerte an ihr, die Blicke zu lenken.

„Lehn deine Wang' an meine Wang!“ intonierten die Musiker eben.

„Du, Adolf, zu der Ausführung dieser freundlichen Anforderung könnte man sich hier wahrhaftig nicht herbeilassen, sieh dich mal um, nicht ein Gesicht —“ flüsterte der Student, stockte dann aber plötzlich und beugte sich weit vor, einen Tisch mustern, an welchem sich eben eine ältliche Frau nebst drei Töchtern niedergelassen hatte, schlug dann gegen sein Knie, als müsse er eine Selbstzüchtigung vornehmen und setzte hinzu: „Den Tag soll man nicht vor dem Abend loben. Mutter, sage mal geschwind, wer sind die vier Frauenzimmer da drüben in der Küche!“

„Eduard!“ mahnte Frau von Starkloff, „diese Ausdrücke vor allen Dingen!“

„Na, hätte ich Damen gesagt, so würde es auch wieder nicht recht gewesen sein. Soviel ich weiß, gehören sie nicht zu den Honoratioren. Die lang —“ Er schluckte, nickte dem andern Bruder zu und vollendete: „Die zu kennen haben wir doch alle die Ehre und den Vorzug und das Vergnügen. Der sind's Luftschnapper — na, beste Alte, sprich doch nun endlich mal und erlöse mich aus meiner offenen und die scheinheitigen Gebrüder, die auch vor Neugier sterben und nur nicht so thun wollen, aus ihrer versteckten Qual. Wirklich Fremde?“

„Entschuldige dich vor allen Dingen bei der Frau Oberst und Fräulein Alice wegen deines kurzhilfsigen Wesens.“

„Aber, wir bitten, das ist der frische Jugendübermut, der kann doch gar nicht beleidigen, nur amüsieren.“

„Gewiß,“ half Alice weiter aus, „und es ist so modern, naturwüchsig zu sprechen. Man sollte sich heute das selbigeredete Deutsch eigentlich abgewöhnen.“ Sie sprach hannoverschen Dialekt.

„Die ‚drüben‘ ist die Schneiderin Matthies mit ihren Töchtern, eine Witwe, eine ganz ordentliche Person,“ erklärte endlich Frau von Starkloff.

„Nein, diese beiden Blondinen,“ sagte der Student. „Früch, grazios und dabei gar nicht zu unterscheiden.“

„Sind auch Zwillinge,“ berichtete die Oberstin. „Die Frau hat sich und die Kinder redlich durchgebracht, sie sind ganz wohlhabend jetzt, aber immer noch fleißig.“

„Wer sich mal in die verliebt, der kommt in Verlegenheit — sofern er nicht gleich —“

„Eduard!“ mahnte die Mutter, einem neuen, unheilvollen Ausruf vorbeugend.

Eduard sah seine Brüder kopfschüttelnd an. „Herr Professor, Herr Regierungsbaumeister, ihr seid drei Wochen in Wilrode und habt keine Ahnung von den Gesichtern und Gestalten gehabt? Mama, du weißt, ich bin als kleiner Bursche immer zuverlässig in Kommissionen gewesen, deine Hand hätte auch nachgeholfen, wenn es anders gewesen wäre — giebt es denn gar keine für drüben?“

„Vielleicht kann ich aushelfen,“ sagte die späte Stimme von Fräulein Alice Harding, „wenn Sie sich morgen in aller Frühe erkundigen wollten, ob mein weißes Kleid fertig ist. Ich fürchte, daß der Festtag, den sich die Schneiderinnen hier machen, zur Fertigstellung nicht gerade beigetragen haben wird!“

„Sie werden mit dem eigenen Fuß zu thun gehabt haben,“ meinte die Mutter, die Neuerung ein wenig abschwächend. „Derartige Leute wollen doch am Ende auch einige freie Stunden haben.“

„Und die neueste Façon und den modernsten Stoff tragen wie wir!“ fuhr Alice fort. „Siehst du denn gar nicht, daß das ein ähnliches Muster ist wie meins hier, was die dort haben? Ich ziehe dies Kleid nicht wieder an!“

„Ach,“ meinte der Student harmlos, „die Zwillingenfräulein sehen aber ganz ganz anders darin aus.“

Die Oberstin warf ihm einen argwöhnischen Blick zu. „Sie können auch in der ‚Villa Luise‘, wie das Haus, das Frau Matthies besitzt, in Rücksicht auf die Fremden getauft ist, nach Sommerwohnungen fragen. Uebrigens wird Ihr Herr Bruder Sie dirigieren — ein Freund von ihm, ein Maler, wohnt ja dort.“

Der Baumeister beugte sich vor, sein Bärtchen nervös drehend. „Ueber die kleinen Ereignisse Wilrodes sind die Damen gut unterrichtet, wie ich sehe.“

„Der Maler ist auch ein interessanter Mann, wie man sagt.“

Fräulein Alice senkte die Wimpern. „Ich schwärme für Kunst — warum haben Sie ihn nicht mitgebracht, Herr Baumeister?“

„Er beschäftigt sich am liebsten mit der Natur, mein gnädigstes Fräulein, und möglichst in der Einsamkeit.“

Der Student lachte, Frau von Starkloff stellte ihre Tasse hin und sagte: „Eine Frau wie die Matthies mit so vielen Töchtern im Hause sollte fremde Herren nicht aufnehmen, aber, solche Menschen sind immer unbedächtig.“

„Ach, ja!“ und „ja, freilich!“ bestätigten die beiden anderen Damen.

„Komm, machen wir einen Gang!“ forderte der Baumeister den Studenten auf.

„Recht nahe an den hübschen Zwillingen vorbei, was?“ fragte Eduard.

„Nein!“ Sehr ernst sagte der andere das und dann: „Jede ungeheißte Annäherung, mein Junge, muß ich mir verbitten, verstehst du mich?“

Eduard riß die hübschen blauen Augen weit auf. „Ach so —“ Und dann drückte er den Arm des Bruders. „Kannst du dich aber verstellen!“

„Nur den richtigen Augenblick abwarten, mein gutes Brüderlein, wo es mein Recht ist, mir die zukünftige Frau Baumeisterin Ilse zu holen — die rechts am Tische!“

„Das ist Ernst, wirklicher Ernst?“ fragte der hübsche Mensch ganz erregt.

„Durch meine Besuche bei Wolfram Becker habe ich die Familie kennen gelernt und Ilse — ja, die kann ich dir ja nun gar nicht beschreiben — das beste, natürlichste und lieblichste Geschöpf, das es geben kann. Die einfachste und netteste kleine Frau Meisterin wird sie werden, die je an der Seite eines Brückenerbauers durch die Provinz gezogen ist.“

„Alle Wetter! Aber Geschmac hast du, Bruderherz!“ Dann schob der Student das Köppchen aufs andere Ohr. „Und an Mutter hast du wohl nicht gedacht — die —“

„Muß sich in das Unvermeidliche finden, der Professor wird ja wohl Fräulein Alice erwählen. Ich bin nun mal einer von den Menschen, die für sich selber sorgen.“

An einem andern Tische trank man Maitwein, stieß klingend an und führte laute Reden, es war eine Herrengezell-

schaft. Auch von hier aus wurden die hübschen blonden Töchter an der Seite der stattlichen Mutter bemerkt.

„Hübsch ist gar kein Wort,“ sagte ein Berliner Handlungsreisender, „die sind einfach bildschön — das versteht ihr in der Provinz nur nicht. Die sollten bei uns sein! Könnten ihr Glück machen, stellten halb Berlin auf den Kopf!“

„Denen reite ich Fensterparade,“ rief ein Einjährigfreiwilliger und klickte mit seinem Säbel. „Wo wohnen sie denn nur?“

Ein hagerer Katasterkontrolleur stieß einen behäbigen Mann an, der beide Ellbogen auf den Tisch gesetzt hatte und in sein Glas sah. „Fischbach, haben Sie denn gar nichts fürs schöne Geschlecht übrig?“

„Fischbach — Fischblut,“ rief der Berliner.

„Wie so?“

„Werfen Sie doch mal 'nen Blick nach drüben — drei Blondinen, prima Sorte, was?“

Anton Fischbach reckte sich, folgte träge der Weisung und sagte dann, während ihm

Röte ins Gesicht stieg: „Die da — das ist meine Cousine mit ihren Töchtern, die kenne ich doch!“

„Das kann jeder behaupten, das kann ich auch sagen, wenn ich hier sitze und die da — und höre nichts von der Verwandtschaft!“

„Dann wäre es ja sogar 'ne Todsinde gewesen, uns die zu unterschlagen!“

„Zus Burgverließ mit ihm, wenn er die Wahrheit sprach!“

„Nein, seine Strafe sei, daß er uns den Damen vorstellt!“

„Soll ihm schwer werden — ist alles aufgeschritten!“

Anton Fischbach ließ sie durcheinander lärmern, griff nach seinem Glase, trank es auf einen Zug aus und sagte, seine kleinen Augen zwinernd vom einen zum andern wandern lassend:

„Schreit, was ihr wollt! Thatsachen beweisen! Die Maibowle, die ich spendiert habe, ist gut, nicht wahr? Alles, was Anton Fischbach zum besten giebt, ist gut, was? Nehmt die Gläser in die Hand und räsioniert nicht. Was ich thue, geht keinen was an — ich heiße Anton Fischbach und stecke euch samt und sonders, wie ihr da seid, in die Tasche. Wer Geld hat, läßt den Teufel tanzen!“

Und dann stand er auf, stieß den Tisch mit einem kräftigen Ruck zurück, sodas alle Sachen darauf ins Wanken kamen und klirrend gegeneinander flogen und jeder genug zu thun hatte, sein Glas vor dem Umfallen zu bewahren, und ging mit schweren Schritten über den kiesbestreuten Platz dem Sitze von Lina Matthies zu.

Die beiden Jüngsten hatten die blonden Köpfe mit den Kornblumenverzieren Hüften geneigt und waren emsig mit ihren Handarbeiten beschäftigt. Linsen schenkte den Kaffee behutsam in die Tassen, der Mutter das meiste eingießend, und holte die Butterbröte aus dem Körbchen, das ihrer Obhut anvertraut war.

„Ach, die Musik ist doch zu schön,“ kispelten Ilse und Else einander zu, denn sie hatten von klein auf auch stets die gleichen Gedanken gehabt.

„Lohengrin!“ sagte Ilse, und dann gab ihr die Schwester einen leichten Stoß mit dem Ellbogen. Sie hob hastig das Köpfchen, blinzelte unter den langen Wimpern verstohlen hervor und wurde dunkelrot. Die Blicke des mit seinem Bruder vorübergehenden Baumeisters hatten sie getroffen — sie waren so beredt, wie sein Gruß förmlich war.

Else fand auch noch geschickt die Sekunde heraus, in welcher die ältere Schwester und die Mutter über die Butterpreise sprachen, zu flüstern: „Was die für Augen machen werden, wenn er eines schönen Tages kommt!“

„Sobald er die Bestimmung hat, wohin man ihn schickt — ach, Else, wie mir das Herz klopf!“

„Mich müßt ihr mitnehmen, wir können uns doch nicht trennen!“ sagte Else und drückte den Arm der Schwester.

Ein breiter Schatten fiel über den Tisch, Anton Fischbach stand daran. „Guten Tag, Cousine!“ rief er, Lina Matthies seine breite Hand hinhaltend, „lange, daß wir uns nicht gesehen haben, was? Aber kennen thut wir uns doch noch.“

Sie legte flüchtig ihre Fingerpiken auf die seinen, eine Röte stieg in ihr Gesicht. „Ja!“

Linsen nahm von einem Stuhl die Sonnenschirme, um ihn für den Herangetretenen freizumachen.

„Sieh mal, danke auch!“ nickte er ihr zu. „Das sind also die Mädchen! Alle Wetter, gut rangehoffen und hübsch geworden! Hätte das nicht gedacht, als du damals mit den vieren da standest, in der elenden Wärrerbude, in der sie dich nicht mal ließen.“

„Wir haben jetzt ein Dach über dem Kopfe, das uns gehört. Ich habe ein kleines Haus kaufen können!“ sagte Lina, den Kopf hebend, mit stolzem Tone.

„Sieh mal, sieh mal an!“

„Und unser Heinrich hat schon eine gute Lehrerstelle, schlägt dem Großvater nach.“

Anton Fischbach hatte noch die Gewohnheit, mit seiner Uhrkette zu spielen; an seinen Fingern glänzten Ringe mit großen Steinen.

„Ja, es geht wunderbar zu in der Welt!“ Er nickte nach den Zwillingen hinüber und betrachtete Linsen aufmerksam.

„Das ist nu gerade dein Ebenbild! So sahst du aus, ehe du dich dazumal in die unglückliche Heirat stürztest. Wie aus

„Ich habe immer hinterher denken müssen, daß ich dir eigentlich Dank schuldig wäre, denn da sind mir die Augen klar und weit aufgegangen — ich lernte begreifen, daß ich von den Menschen, wie sie auch sein möchten, gar nichts zu erwarten hätte als höchstens Schlechtigkeiten!“

„Na, aber —“ sagte er.

„Und ich bin durchgekommen — ohne fremde Hilfe.“

„Hm!“

„Das ist mein größter Stolz! Ich bin stolz für zwölf Männer, Anton!“

„Hm — hm!“ Er wandte die Blicke nicht von Linsen. Sie stand plötzlich auf und fragte die Schwestern: „Geht ihr mit nach dem Turm? Heute muß die Aussicht gut sein!“

„Ja, ja!“ Schnellfüßig flogen die drei davon.

Anton Fischbach rückte auf seinem Stuhl hin und her.

„Da sitzen wir mal wieder zusammen wie vor mehr als zwanzig Jahren.“

„Ja!“ Lina Matthies senkte die Augen auf ihre Arbeit.

„Die Zeit geht hin — dies Linsen ist wie du! Sieh, Lina, dazumal bin ich wohl übermütig gewesen, das kommt so an 'nen Menschen 'ran.“

„Wenn der eine reich ist und die Macht hat und die andere arm und hilflos dasteht!“ Die Stimme der Frau klang hart.

„Hm — aber'n ganz guter Kerl bin ich doch. Du glaubst nicht, wie ich die Menschen traktiere! Kann kosten, was es will! Fidel will ich alles um mich haben, man bloß fidel!“

„Kannst es dir ja leisten!“

„Nur daß es so leer hinterher bei mir zu Hause ist, sieh, das gefällt mir nicht! Dahin könnte jetzt noch 'ne Frau passen, ich bin in den besten Jahren!“

„So nimm sie dir!“

„Ja, das wird mir oft gesagt. Ich krieger jeden Tag eine andere angeboten — auf das Gut gingen viele gern, die jüngsten Mädchen. Um das kriegen is es mir nich.“

„Na, so nimm eine!“

„Ich bin aber heikel, mir is nich jede recht.“ Er wischte über seine heiße Stirn. „Na, ein bißchen leichter könntest du's mir auch wohl machen, Lina.“

„Ich?“

„Stißt doch da mit drei Mädchen auf einmal, das is hentzutage 'ne Sache!“ Er warf sich in die Brust. „Weißt du was, mit uns is es nichts geworden — gieb mir dein Linsen, wahrhaftig, das Mädchen soll es gut haben. Das macht sein Glück, sage ich dir!“

„Mein Linsen — dir?“

Die Witwe war ganz blaß geworden, sie mußte ihr Strickzeug aus der Hand legen, die Nadeln klapperten in ihren Fingern. „Mein Linsen — dir?“

„Ja, warum denn nicht? Willst doch wohl deinem Kinde nich im Lichte stehen?“

„In das Haus willst du Linsen führen, das du mir so — so anbietest — damals, als ich mit meinem häuslichen Waisen da stand?“

„Ach, alte Geschichten! Laß die doch man vergessen sein. Warst vorhin so vernünftig, wie ich kam!“

Sie senkte tief. „Es giebt wenig Scham auf der Welt! Du bist noch immer der reiche Mann, der glaubt, er kann alles kaufen — auch das, daß sich eine Mutter überwindet und die Verachtung vergißt.“

„Dho — na — wenn du so sprichst —“ Er rückte hin und her.

„Aber damit habe ich mich gar nicht mal abzufinden, Better Anton! Das Linsen hat sich schon selber einen ausgesucht, dafür braucht die Mutter nicht zu sorgen. Einen tüchtigen und rechtschaffenen Mann — einen Lehrer!“

Er lachte roh. „Ach, auch 'nen Hungerleider — na, denn man zu!“

Eine Pause. „Und dann kann ich wohl gehen?“

Kein Wort hielt ihn zurück, er sah nach seinem Hut und reichte Lina, es mußte vor den Leuten sein, die Hand hin.

„Mach's gut!“ pflegte man in Wirode beim Abschied zu sagen.

Lina Matthies wiederholte die Worte, und sie dachte etwas anderes dabei: gut war's geworden, am Lebensabend, und sie hatte es erlitten — selbst!

— E n d e . —



Im Herbst.

Franz Hanfstaengl, Kunstverlag, A.-G. München.

Gemälde von Wodzinski.

dem Gesicht geschnitten — ich könnte glauben, du wärest es selber. Na, ich bin wohl nicht jünger geworden, aber noch in den besten Jahren für 'nen Mann — das sagen alle!“

„Linsen ist in der Stadt gewesen, hat gelernt, sich in andere Leute zu schicken, in einer Doktorfamilie als Stütze der Hausfrau!“

„Sieh mal, Stütze — ja, so 'ne Stütze lasse ich mir gefallen!“ Er tätschelte die Hand, welche Linsen eben nach ihrem Häkelgarn ausstreckte.

„Ja, wie die Zeit hingeht!“ Und dann kam ein gutmütiger Zug auf sein Gesicht. „Bist doch 'ne ordentliche kleine Frau gewesen, das muß dir einer lassen. Biere so durchzubringen! Und dann — das is auch ordentlich von dir, daß du es mich nicht entgelten läßt, wie wir damals auseinander gegangen sind. Nämlich nich in so ganzem Einvernehmen,“ wandte er sich zu Linsen, auf die Mutter deutend.

Lina Matthies legte ihr Strickzeug hin und sah ihn mit den klaren Augen an. „In der Stunde, Anton, ist mir erst zum Bewußtsein gekommen, was in der Welt auf mich wartete.“

„Hm!“

„Was meine Aufgabe sein sollte.“

„Sieh mal —“ Er schob an seinen Ringen, daß Linsen das Blitzen der Steine sehen mußte.

**Alfred Tennyson †.**

Nachdruck verboten.

Am 6. Oktober ist der englische Dichter Alfred Tennyson in dem hohen Alter von 83 Jahren aus diesem Leben geschieden, einem Leben, das ihn mit allen Glücksgaben und Auszeichnungen, die je einem Manne der Feder zu teil geworden, überschüttet hatte. Noch seiner Leiche wurden die in England denkbar höchsten Ehren erwiesen: Männer der edelsten Geschlechter und Minister der drei Reiche trugen die Zügel des Bahrtuches, Mitglieder der königlichen Familie, sowie ein aus hervorragenden Männern aller Stände und Berufsclassen zusammengesetztes Gefolge geleitete den Toten zur Gruft, und als letzter Ruheplatz öffnete sich ihm in der Westminsterabtei die ruhmvollste Stätte: ein Grab im „Poets corner“, jenem heiligen Winkel des südlichen Kreuzflügels, unter dessen Marmorquadern Englands Dichtergroßen den ewigen Schlummer schlafen. Trauerndes Schmerzgefühl der Bewohner der drei Reiche wird hinfort diese geweihte Stätte in erneutem Leide umschweben: England war stolz auf seinen „lorbeerkröntem Dichter“, und die Trauer des Volkes wird um so schmerzlicher sein, je kleiner z. B. die Zahl derer ist, die in dem meerrumrauschten Inselreich den Namen von wirklichen Dichtern verdienen.

Die Jugend des Entschlafenen gestattete kaum einen Schluß auf

große Laufbahn, hohen Ruhm und äußere Ehren. Tennyson wuchs in der Stille des kleinen Dorfes Somerby unter dem bescheidenen Dache der väterlichen Pfarrwohnung auf, ein träumerischer Knabe ohne hervorragende geistige Begabung, wie es schien, und wenig geeignet, in der großen Welt Englands emporzukommen. Ganz hingegeben einem sinnigen Mitleben mit der Natur, in sich gefehrt und zurückhaltend, scheute er vielmehr vor jeder Berührung mit dem rastlosen Treiben britischen Lebens zurück, und die Welt seiner Jugend, das idyllische Dörfchen Somerby, schien auch die seiner späteren Jahre bleiben zu sollen. Man sah in ihm den bereinigten Nachfolger seines ehrwürdigen Vaters.

Es sollte anders kommen. Inniges Naturgefühl hatte den Knaben in der ländlichen Einsamkeit zu poetischem Ausdruck seiner Empfindungen gebrängt, auch auf dem Trinity-College zu Cambridge entsagte er dieser Beschäftigung nicht, und bereits in seinem 19. Lebensjahre veröffentlichte er — in Gemeinschaft mit seinem Bruder Charles — anonym ein Bündchen Gedichte „Poems of two brothers“, dem er zwei Jahre später allein einen zweiten Band „Poems chiefly lyrical“ folgen ließ. Beide Bücher blieben vom Publikum unbeachtet, nicht ebenso von der Kritik. Diese tabelte mit Recht maßloses Ueberwuchern der Form bei mangelndem Inhalt, ein Schwagen in schönklingenden Worten und weichliches Empfinden ohne eigentlichen geistigen Kern, und bestritt seiner jungen Muse alle Berechtigung.

Tennyson, ob auch schwer getroffen von diesem Verdict, verlor den Mut nicht. Er lebte trotz allem der Ueberzeugung, daß ihm „sein Tag einst kommen werde“. Dieser Glaube erfüllte sich, wenn auch minder rasch, als der Dichter gehofft. Zwar ein Band neuer Gedichte, der im Jahre 1833 erschien, erzwang sich seitens der Kritik das Zeugnis namhaften Fortschrittes und enthielt in der That bereits eine größere Anzahl von Dichtungen, die nicht nur die ihm eigene Grazie der Formgebung und musikalische Lautmalerei, sondern auch echtes poetisches Empfinden und künstlerische Behandlung des Stoffes

offenbarten; dennoch verging bis zu einem vollen und großen Erfolge noch ein ganzes Jahrzehnt, denn erst die beiden 1842 publizierten Bände „Poems“ schufen ihm unbedingte Anerkennung, reißten ihn ohne Widerspruch den Berühmtheiten des Tages an.

Dem deutschen Publikum bot einige der besten und charakteristischsten Schöpfungen aus jener Zeit Freiligrath in seinen „Englischen Gedichten“, darunter das berühmte „Locksley Hall“, „Der sterbende Schwan“ u. s. w., alle von tiefer Empfindung und reizvoller Form.

Von nun an blieben dem Dichter auch die offiziellen Ehren nicht aus. Als William Wordsworth, das gefeierte Haupt der „Seeschule“, im Jahre 1850 starb und sein Tod den Ehrenplatz eines „Poet Laureate“ (Hofdichters) frei machte, wurde Tennyson dessen Nachfolger und trat damit in ein besonderes Verhältnis zur königlichen Familie von England, namentlich zu dem edlen Prinz-Gemahl Albert, dessen Sinnes- und Empfindungsweise für ihn etwas Tief-sympathisches hatte, und dem er nach dessen frühem Tod in der wunderbar ergreifenden „Widmung“ der „Königs-Jublen“ (deutsch von Scholz) ein schönes Denkmal setzte. Im Jahre 1884 erhob die Königin den greisen Dichter als „Baron Tennyson of Alworth“ in die englische Peerage, die Universität Cambridge errichtete ihm ein Marmor Denkmal und die Universität Oxford verlieh ihm die Ehren-Doktorwürde.

In völliger Verkennung seiner Begabung wagte sich der Dichter, schon bei grauen Haaren, auch auf das dramatische Gebiet und lieferte einige Bühnenstücke: „Queen Mary“, „Harold“ u. s. w., Buchdramen ohne alles Leben.

In Deutschland blieben jene sozusagen offiziellen Dichtungen, die er fortan in seiner Eigenschaft als „Poet Laureate“ verfaßte, ziemlich unbekannt; außerordentliche Verbreitung aber auch bei uns erlangten mehrere epische Dichtungen, vor allem „Enoch Arden“ (deutsch von Waldmüller), und „Maud“, letztere namentlich durch die grandiose Epifode „Charge at Balaclava“ gegen Vergessenheit geschützt. 2. 3.



Rothkäppchen. Nach dem Gemälde von Heinrich Schlitt.

## Aerzliche Plaudereien.

Von Dr. med. G. Sandern.

Nachdruck verboten.

## Heizung.

Es wird kalt. Schon weht ein rauher Wind durch die Straßen, und die fallenden welken Blätter zeigen, daß es Winter wird. Auch im Zimmer macht sich eine empfindliche Kühle bemerkbar. Da denken wir wieder an jenen stummen anspruchlosen Freund, der den Sommer über vernachlässigt und kaum beachtet in der Ecke gestanden hat. Doch auch im Sommer hat er, ohne daß etwas für ihn geschieht, getreulich für die Erneuerung der guten Luft im Zimmer gesorgt. Jetzt freilich tritt er in sein eigentliches Amt, er spendet uns nun auch beglückende Wärme. Aber selbst der bescheidene Ofen und seine Thätigkeit wollen, um wirklich brauchbar und nützlich zu sein, verstanden und gewürdigt werden.

Was verlangen wir von einem guten Ofen? Er soll unser Zimmer erwärmen, ohne die Luft zu verunreinigen oder zu verschlechtern; er soll eine möglichst gleichmäßige Temperatur dem Zimmer mitteilen, möglichst wenig Heizmaterial verbrauchen und erzeugte Wärme nicht ungenützt durch den Schornstein entweichen lassen; seine Handhabung soll ohne jede Gefahr und nicht umständlich sein, und last not least: der Nutzen, den er spendet, soll uns nicht zu kostspielig werden.

Es ist selbstverständlich, daß Verbrennungsprodukte, insbesondere das giftige Kohlenoxydgas, sich der Luft des Zimmers nicht mitteilen dürfen! Noch im Jahre 1876 sind in Berlin 47 Todesfälle durch Kohlenoxydvergiftung vorgekommen, von denen 30 mit Sicherheit auf den unvorsichtigen Gebrauch der Ofenklappe zurückzuführen waren. Bekanntlich diente diese Einrichtung zur Regulierung des Verbrennungsvorgangs, indem durch eine Beschränkung des Austritts der Heizgase in den Schornstein der Luftzutritt und damit auch die Verbrennung verlangsamt wurde. Die Ofenklappe war ein notwendiges Uebel, solange man noch nicht gelernt hatte, die Regelung der Verbrennung nicht mehr hinter, sondern vor der Feuerung anzubringen. Jetzt geschieht dies in bewährter Form durch die zur Feuerung führenden, luftdicht schließenden Thüren, der Heizthüre und der Aschenfallthür, die es gestatten, die Sauerstoffzufuhr zu vergrößern und zu verkleinern.

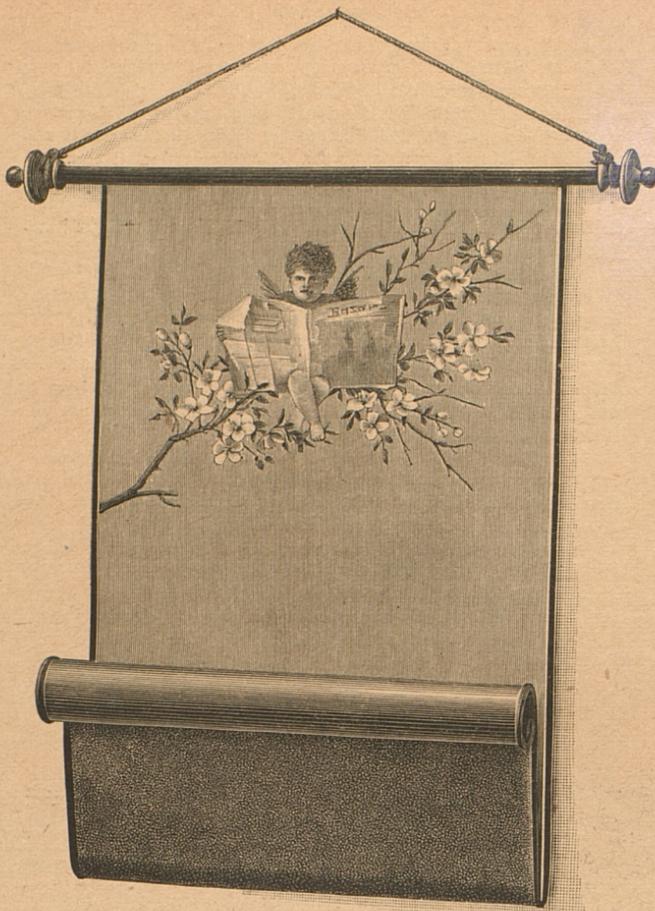
Die Ofenthürchen erzeihen die Ofenklappe in vollkommenster Weise und verhindern jede Gefahr. Wann soll die Ofenthüre geschlossen werden? Um zu verhindern, daß sich die Produkte der trockenen Destillation der Brennstoffe, die Theerstoffe vor der Einmündungsstelle des Ofenrohrs als schwarze Flecken niederschlagen, wird die Thüre geschlossen, wenn das Heizmaterial zur Glut niedergebrannt, d. h. die trockene Destillation desselben beendet ist. Das Ende der Verbrennung abzuwarten hätte keinen Zweck, es sei denn bei neuen Thonöfen, deren Fugen noch zu viel Wasser enthalten, das, erhitzt, sehr leicht die Rachen auseinanderdrängt.

Eine weitere Forderung der Gesundheitspflege ist, daß durch die Heizung nicht mehr und nicht weniger Wärme erzeugt werde, als das Wohlbefinden der Bewohner nötig macht. Die Aufgabe der Heizung besteht darin, den Körper vor zu starkem Wärmeverlust zu schützen. Ein solcher kann eintreten durch Verdunstung, durch Leitung und durch Strahlung. Ist der Wassergehalt der Luft, wie dies besonders bei der Luftheizung der Fall ist, zu klein, die Luft also zu trocken, so wird dem Körper das fehlende Wasserquantum entzogen. Diese Wirkung äußert sich in den Folgeerscheinungen, in dem Gefühl der Trockenheit, des Kratzens im Halse und bei länger dauernder Einwirkung trockener Luft in der Neigung zu Katarthen der Luftwege. Ist die Temperatur des Zimmers zu niedrig, so erleidet der Körper einen gleichmäßigen Verlust an Eigenwärme; wird ein Zimmer nur selten geheizt, so kann trotz genügend hoher Lufttemperatur der Körper ungleichmäßig abgekühlt werden, dadurch daß durch Bestrahlung der kalten Gegenstände im Zimmer und der Wände ein Wärmeverlust eintritt; wir frieren, obwohl das Zimmer die erforderliche Temperatur hat.

Welche Temperatur haben wir unseren Wohnräumen zu geben? Wenigleich hierbei außerordentliche individuelle Verschiedenheiten obwalten, je nach Gewöhnung und Kleidung, nach Lebensalter, Ernährungszustand und Beschäftigungsweise, so dürften folgende Winke doch von Nutzen sein.

Als allgemein zuträglich für das Wohnzimmer sind 18–20° C. (14–16° R.) zu betrachten; dieselbe Wärme gilt für das Kinderzimmer. In Badezimmern ist eine höhere Temperatur (20–23° C.) zweckmäßig, in Treppenhäusern und Korridoren genügen 12–15° C. In einem Krankenzimmer ist ein Unterschied zu machen, ob der Kranke fiebert oder nicht; im ersteren Falle soll eine Temperatur von 10–15° C., im letzteren von 17 bis 20° C. vorhanden sein.

Ueber die Temperatur im Schlafzimmer hört man so häufig unrichtige Anschauungen äußern, daß es nötig erscheint, etwas näher darauf einzugehen. Wer hätte nicht von einem seiner Bekannten gehört, daß „Kalt schlafen“ gesund sei! Es ist dies ein Vorurteil, dem entschieden begegnet werden muß, daraus entstanden, daß man kalte Luft mit frischer, guter Luft verwechselt. Zu ungeheiztem Zimmer zu schlafen, ist billig, aber sicherlich nicht gesund. Wohl schließt uns ein warmes Bett während der Nacht vor zu großem Wärmeverlust. Aber das Wasser und die gasigen Ausscheidungsprodukte unseres Körpers



4. Zeitungsmappe.



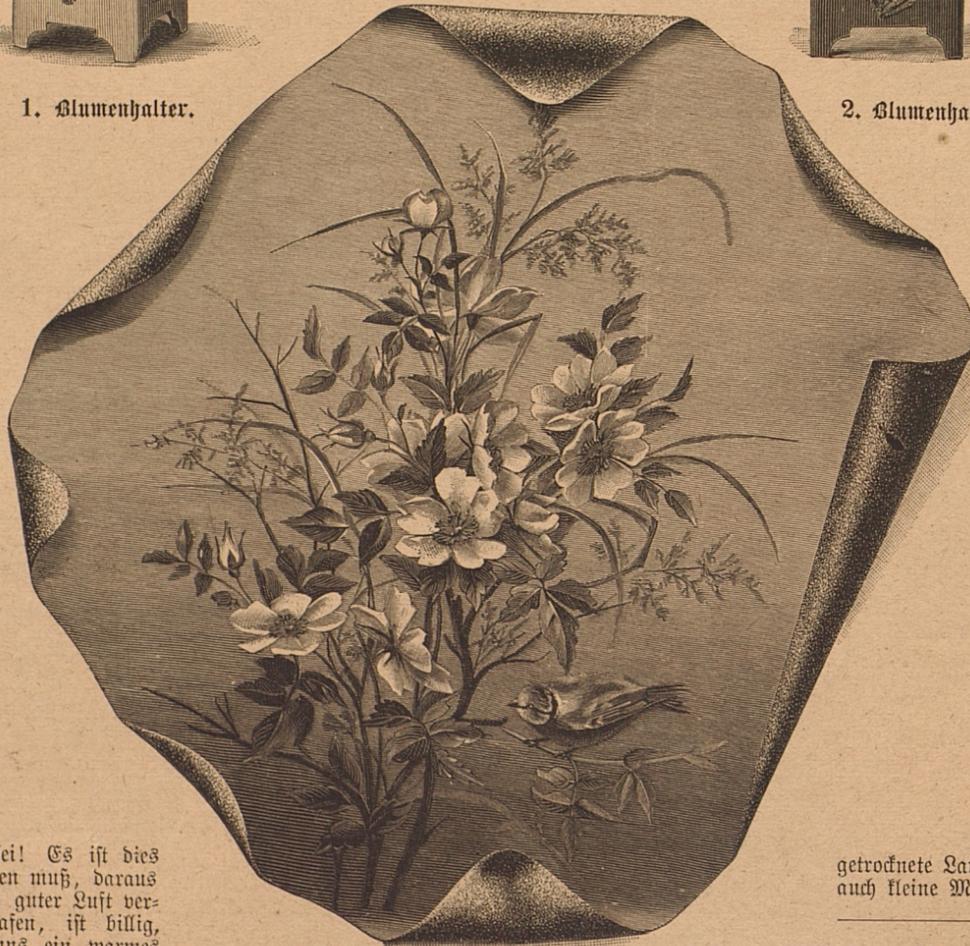
3. Photographierahmen.



1. Blumenhalter.



2. Blumenhalter.



5. Wanddekoration.

schlagen sich an den Wänden nieder; da die Temperatur der Außenluft fast gleichkommt, ist der natürliche Luftwechsel nur beschränkt. So kommt es, daß in einem ungeheizten Zimmer, in dem auch nur zwei Menschen schlafen, sich ein eigenartiger unangenehmer Geruch einstellt, der es unangenehmer macht als selbst ein heißes oder qualmerfülltes Zimmer. Auch häufiges und energisches Lüften ist nicht imstande, diesen Geruch völlig zu beseitigen, da ein Lüften an kalten Tagen die Wände nicht austrocknet, sondern nur noch mehr abkühlt und sie so zur Aufnahme neuer Niederschläge noch mehr geeignet macht. Im Schlafzimmer soll eine Temperatur von 12–16° C. herrschen, also einige Grad weniger als im Wohnzimmer.

## Weihnachtsarbeiten.

Nachdruck verboten.

V.

Bei allen unseren Arbeiten der Kleinkunst müssen wir auf Dauerhaftigkeit und Billigkeit des Gegenstandes sehen; diese Voraussetzung hat uns mit der Zeit manches neue Gebiet erschlossen, das wir früher gar nicht oder doch nicht in dem ausgedehnten Maße wie jetzt benutzen konnten.

Wir haben es heute mit einer dieser Erscheinungen zu thun, und zwar sind es diesmal die Arbeiten aus bronziertem, getöntem Blech, aus dem wir nicht nur die verschiedensten Gefäße verfertigt sehen, sondern uns auch Zeitungsmappen, Photographierahmen, Wanddekorationen und andere hübsche Stücke kaufen können. Und alle diese durchaus nicht teuren Sachen eignen sich vorzüglich zum Dekorieren.

Die allereinfachsten Arbeiten lassen sich mit den geringsten Vorkenntnissen recht hübsch als Geschenk fertigmachen. Fig. 1 zeigt ein kleines viereckiges Gefäß mit schon präpariertem gelbem Grunde. Die Ausführung besteht darin, daß wir ein einfaches Ornament aufpausen, dasselbe mit Harlemer Siccativ ausmalen und dann die Arbeit mit Nüßkernen bestreuen. In den mit Lack bemalten Stellen haften die Körner, das übrige fällt ab. Wir lassen diesen Auftrag zwei Tage trocknen und überziehen dann die ganze Fläche mit einem guten Spirituslack; dieser braucht 4–6 Stunden zum Trocknen. Die Arbeit macht den Eindruck von Mosaik oder aufgelegten Granatperlen.

Eine zweite, scheinbar viel kompliziertere, aber ebenso einfache Arbeit (Fig. 2) ist ein sehr hübsches dreieckiges Gefäß. Auch hier nehmen wir das Harlemer Siccativ zum Malen und beschütten dann den Auftrag mit grobkörnigem Reisgries. Der Auftrag wird ebenso getrocknet wie vorher, mit Spirituslack überstrichen, dann aber mit lasierenden (durchsichtigen) Farben je nach Geschmack ausgemalt. Die Blumen können dabei leuchtend farbig, die Blätter gelb und grün, die Stiele braun gehalten werden; ebenso läßt sich zum Schluß Goldbronzefarben verwenden. Hierzu benutzen wir hellgoldgelbe Bronze mit Siccativ gemischt. Ein weiteres Ueberstreichen mit Lack ist nicht erforderlich.

Die Technik der Photographierahmen (Fig. 3) ist der vorher besprochenen ziemlich ähnlich. Die Ausführung verlangt zuerst einen Auftrag von Harlemer Siccativ und ein Beschütten mit Reisgries. Dann folgt der Spirituslackauftrag, diesem aber abweichend von der ersten Manier auf Blätter und Blüten nach Trockenwerden noch ein Siccativauftrag (Harlem). Den letzteren bestreuen wir mit Nüßkernen. Ist auch dieser Lack trocken, so überziehen wir die ganze Zeichnung noch einmal mit Spirituslack und malen zuletzt das Ganze mit farbigen Bronzen und gewöhnlichem Siccativ fertig aus. Hierbei können wir für die Stiele und Blätter grüne, für Blumen rot und gelbe Bronze nehmen; wo es indes nötig scheint, ein wenig die Umrisse zu trennen, können wir etwas Schwarz (Delfarbe) z. B. in der Mitte der Blumen einlegen.

Eine etwas schwerere Arbeit, die schon eine gewisse technische und künstlerische Vorbildung verlangt, ist die Zeitungsmappe (Fig. 4). Die sehr praktische Form ist aus Blech gebogen und schön bronziert. Für den Blüthenzweig empfiehlt es sich, einige kleine Farbrucke zu erwerben, um hiernach die Malerei anzulegen; zu bemerken ist noch, daß die ausführende Künstlerin hierzu keine weiteren anatomischen Kenntnisse braucht; denn das Arrangement ist mit großer Sorgfalt so getroffen, daß der Körper mit Ausnahme des einen Beines verdeckt wird.

Für das Wandbild (Fig. 5) sind ähnliche Vorlagen wie in Fig. 3 zu verwenden, doch halte man sich in der Hauptsache an die einfache Zeichnung, wie sie die Abbildung angiebt, und benutze die Farbrucke nur zur Farbengebung der einzelnen Blätter und Blüten. Das Schild kaufen wir bronziert und getönt, es kann sofort bemalt werden und ist zum Schluß wie jede Delmalerei mit einem Lack zu überziehen. Bezüglich der Phantasiegestaltung dieses Schildes machen wir darauf aufmerksam, daß die aufgerollten Ecken außerordentlich gut für augenblickliche Dekoration, z. B. bei einer Geburtstagsfeier, zur Aufnahme von frischen Sträußchen u. s. w. sich eignen; für den Winter sind getrocknete Laubzweige, Strohlumen oder künstliche Blumen, auch kleine Makartsträuße einzufügen.

\* Die hierzu verwendeten präparierten Artikel sind u. a. auch durch das Künstlermagazin von Karl Kell, Berlin W., Leipzigerstr. 134, zu beziehen.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

Im Pestalozzi-Fröbel-Haus zu Berlin W., Steinmetzstraße 16, werden nicht nur Kindergärtnerinnen, sondern auch Lehrerinnen für den Unterricht im Kochen und in der Haushaltung ausgebildet.

Die Anstalt entwickelt sich jedes Jahr zu größerer Ausdehnung; die Beziehungen der Schülerinnen unter sich und mit der Anstalt werden durch eine eigene Zeitung aufrecht erhalten.

Die Malerinnenschule in Karlsruhe, welche unter dem Protektorate der Frau Großherzogin von Baden steht, will dem weiblichen Geschlechte dieselben Vorteile zur Ausbildung der Malerei verschaffen, wie sie den Schülern der Kunstakademien geboten werden.

Unter dem Namen „Union des femmes“ hat sich in Genf ein Verein von Frauen gebildet, der arbeitsbedürftigen, besonders alleinlebenden Mädchen und Frauen geführte Beschäftigung nachweisen soll.

Ein neuer stenographischer Damenverein — korrespondierende Vereinigung von Anhängerinnen der vereinfachten Stenographie (System Schrey) — wurde unter Leitung von Frä. Specht zu Münster in Westfalen begründet.

Die bekannte Gesangsmeisterin Frau Biardot in Paris hat das in ihrem Besitz befindliche Originalmanuskript von Mozarts „Don Juan“ der Bibliothek des Pariser Konservatoriums zum Geschenk gemacht.

Mary Pierson Eddy, Tochter des hrischen Missionärs Williams Eddy, begiebt sich jetzt, nachdem sie in Amerika Medizin studiert und sich zur Spezialärztin für Augen- und Ohrenleiden ausgebildet hat, nach Syrien zurück, um sich dort den infolge des Klimas vornehmlich an solchen Krankheiten leidenden Kindern zu widmen.

Dreißig diplomierte Ärztinnen wurden von der englischen Regierung nach Indien geschickt. In Großbritannien und Irland praktizieren zur Zeit 140 Ärztinnen.

1. New-York soll von allen Städten der Welt die meisten Witwen haben, dann folgt London und danach Paris.

1. In Oregon giebt es einen weiblichen Briefträger, Mrs Minnie Weston, ein mutiges Mädchen im Anfang der Zwanziger.

1. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist jetzt ein Gejehentwurf vom 6. Mai d. J., der weibliche Gefängnisbeamte forderte, zu allseitiger Zufriedenheit in Kraft getreten.

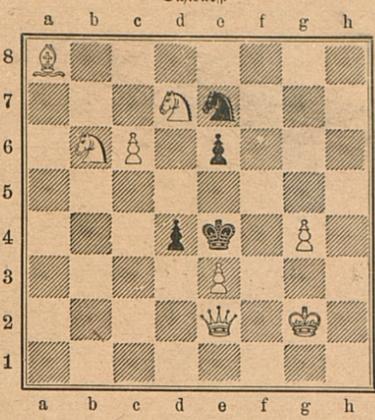
Litterarisches.

Unter dem Namen „Verein der Bücherfreunde“ hat sich im vorigen Jahre eine Gesellschaft gebildet mit der Aufgabe, gute Bücher in gebiegener Ausstattung und zu billigen Preisen den weitesten Kreisen des Publikums zugänglich zu machen und damit das herrschende Leihbibliothekenübel zu bekämpfen.

Schach.

Aufgabe Nr. 322.

Von F. Slater. Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Zahlenrätsel.

Manche, die die Stadt durchwandern, Wächten in dem Ganzen gern Nach von einem Ort zum andern Gleich den hohen, reichen Herrn.

Wohlig würden sie sich schmiegen In den weichen Polsterfisch; Durch die Straßen müßten fliegen Drei bis sieben wie der Blitz.

Aber gegen ihr Versehen Leisten sie darauf Verzicht. Ihre eins, zwei, fünf, sechs, sieben Dubet die Erfüllung nicht.

Auflösung des Kryptogramms Seite 415.

Die einzelnen Silben werden in die Felder eines Vierecks in nachstehender Art eingetragen. Man findet dann, links beginnend und stets von oben nach unten lesend, den Inhalt des Rätselgedichts.

Table with 8 columns and 8 rows for the cryptogram solution. Columns: Zwar, Je, Bin, Die, Mit, Doch, Ein, Ein. Rows: hab', ich, bei, nah, kein, Ge, wicht, ...

Das Rätsel lautet:

Zwar hab' ich beinahe kein Gewicht, Jedoch an Umfang fehlt mir's nicht. Bin vielmehr eine kleine Welt, Die sich im Raume schwebend hält.

Wirtschaftsplaudereien.

Neuer Gardinen-Spannapparat. Um die Mühe, die das Plätten der Gardinen mit sich bringt, zu erparen, bedient man sich seit einiger Zeit sogenannter Spannrahmen, auf denen man die Gardinen in ihrer ganzen Ausdehnung ausspannt und trocknen läßt.



zeigt, ist er mit einer großen Anzahl kleiner Nadeln versehen, auf denen das Gewebe der Gardine, nachdem es, wie vor dem Plätten, eingeprengt ist, aufgespannt wird. Die beiden zu einem Fenster gehörigen Gardinen spannt man übereinander, jedoch beide gleichzeitig trocken; selbstverständlich muß jedoch jeder Schawl für sich auf dem Rahmen befestigt werden. Der Spannrahmen läßt sich, wie aus der

Zeichnung gleichfalls hervorgeht, durch Verstellen der Latten A und B, die durch die Pföcke C zusammengehalten werden, aufs leichteste für jede beliebige Größe von Gardinen einrichten, und es wird eine besondere, genaue Gebrauchsanweisung jedem Exemplar beigelegt.

Bezugquelle: Magazin des Königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW, Leipzigerstr. 88.

Besuchstoilette.

(Hierzu das Bild S. 429.)

Je nach Wahl mehr oder weniger eleganter Stoffe ist diese Toilette für die verschiedensten Zwecke verwendbar und kann als Besuchs- und Promenaden-, wie als Theatertoilette dienen.

Für unsere Vorlage ist grüner Velvet und gelbes, mit schwarzer Chenillestickerei verziertes Tuch verarbeitet. Den Rock aus ersterem Stoff garniert längs des Saumes eine 3 Cent. breite gelbe, gestickte Tuchbordüre; aus letzterem Stoff besteht der untere Teil der Taille, der mit gestickten Bordüren versehen sich hinten zuschiebend bis zum Stehfragen fortsetzt.

Der obere Teil der Taille, sowie der faltige, vorn dem kurzen Schoß ausliegende Gürtel und die Kermel sind aus Velvet gefertigt.

Der nur aus einem breiten Rande bestehende, mit Bindebändern aus Sammetband versehene Hut ist auf ersterem mit schwarzem, mit Schmelzperlen und Franse verziertem Tüll bekleidet und wird durch eine große Schleife aus 6 Cent. breitem, grünem Sammetband, sowie durch einen schwarzen Reiterbüschel und Zettflügel vervollständigt.

Bezugquelle der Modelle: Berlin, Gerson u. Comp.

Korrespondenz.

Verschiedenes. A. v. S. in L. Der verstorbene französische Schriftsteller und Gelehrte Ernest Renan, dessen Porträt wir Ihrem Wunsch gemäß beifügen, hat ein Alter von 69 Jahren erreicht; er war am 27. Februar 1823 zu Tréguier geboren.



Ernest Renan.

Er war ursprünglich für das geistliche Amt bestimmt, wurde Renan in den theologischen Seminaren zu St. Nicolas und Issy ausgebildet. Im Seminar zu St. Sulpice jedoch widmete er sich vornehmlich der Litteratur und Philosophie des Altertums und vor allem dem Studium der semitischen Sprachen, zu deren gründlichsten Forschern und Kennern er bald gehörte.

Er war in G. Die Ihnen unverdächtige Stelle in Th. Körners „Gouvernant“: „Wie mag sie nur im Sande vegetieren, wo die Klarheit herrscht und Grandions regieren“ wird Ihnen klar werden, wenn Sie bedenken, daß ebenfalls die Romane des Engländers Samuel Richardson (1689—1761), „Clarissa Harlowe“ und „Sir Charles Grandison“, trotz ihrer ermüdenden Länge, in Deutschland außerordentlich beliebt waren.

U. in Breslau. Die Wertetabelle zu Ihrem selbstgefertigten Reiterführer-Barometer müssen Sie durch Beobachtungen ermitteln, fertig können Sie sie mit schon besetzter Reiterführer-Barometer von Rudek-Wigandthal besetzen. Sie sollen sich einige Jahre halten. Das Prinzip ist übrigens das gleiche wie bei Metallbarometern, da dort der Fruchtschnabel, hier die Metallfeder mit Zunahme der Luftfeuchtigkeit sich ausdehnt.

A. J. 21 in Graudenz. Schilderimitationen sind Hornfabrikate, auf denen die braune Maserung mit Manganoxyden, die schwarze mit solchen aus Schwefelblei erzeugt wird. — Imitierte Zinnantiken werden derzeit hergestellt, daß die neuen Zinnwaren entsetzt und dann zur Erzeugung brauner Töne mit Platinchlorid oder salzsaurem Antimonchlorid, zur Erzeugung blau-schwarzer Töne mit Palladiumchlorid bestrichen werden.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. Dilettantin in Rastatt. Atlasfächer werden für gewöhnlich nicht mit Del, sondern mit Aquarellfarben gemalt. Matzigrün ist in diesem Falle nicht zu verwenden, sondern französischer Retouchefirniss für Delfarben.

P. G. in Dresden. Zum Cremefärben von Gardinen, Spitzen u. s. w. dient zweckmäßig eine Mischung von 1 Teil Krysolin und 2 Teilen Dextrin zum Gebrauch löst man 2—4 g davon in 1 Liter Wasser, je nachdem man dunklere oder hellere Färbung wünscht. Wirklich echt sind alle gebräuchlichen Cremefärbemittel nicht.

Frau Baronin v. M. in R. (Ungarn). Erbitten Sie gest. den Katalog einer renommierten Gold- und Silberwarenfabrik, z. B. F. Todt in Borsheim, von wo Sie die gewünschten Schmuckfachen, auch in Steinen, Perlen u. s. w., am besten direkt beziehen.

Haushalt und Küche. A. 3. in Luzern. Ein Mittel, um durch Alter hart gewordene Hautschufabrikate wieder weich zu machen, giebt es leider noch nicht; der Entbecker eines solchen könnte ein reicher Mann werden. Die in verschiedenen Zeitschriften hin und wieder für diesen Zweck empfohlenen Mittel sind gänzlich unwirksam.

S. N. in Wien. Glycerol ist ein mit Rosenwasser verdünntes Glycerin, das mit etwas Seife und Benzoinintur vermischt ist. Es hat für trockne Hände gegenüber dem Glycerin keine besonderen Vorzüge.

Frau v. B. in Holftein. Kunstfettkäse wird aus Margarine bereitet, enthält also anstelle des Butters fettes Margarine. Bei Verwendung gut erhaltener und sauberer Verarbeitung kann Kunstfettkäse daher ebensoviele als schädlich bezeichnet werden wie gute Margarine. Das keine Aroma echter Käse besitzt er dagegen nicht, es dürfte daher nur billige Käsesorten „künstlich“ hergestellt werden.

Abonnetin in Bremen. Die gegenwärtig so sehr empfohlenen sauren Brausewässer stellen Sie sich am zweckmäßigsten selbst her, daß Sie zu Selterswasser, welches aus befülltem Wasser bereitet sein muß, etwas Salzsäure (drei Tropfen auf ein Wasserglas) oder, was angenehmer schmeckt, etwas Citronensäure geben.

Fr. S. in Ch. bei B. Um die Toiletenschwämme zu säubern, empfiehlt es sich, dieselben von Zeit zu Zeit in einer schwachen Kaliumpermanganatlösung mehrmals auszubüden, dann mit Wasser, dem etwas Salzsäure zugelegt ist, und schließlich mit reinem Wasser nachzuspülen. Dies Verfahren ist ebenso einfach wie billig und erhält die Schwämme lange wie neu.

Frau von S. auf B. Die Dabersche Kartoffel ist zwar eine gute und sehr beliebte Wirtschaftskartoffel, aber wenig ertragreich. Neuere Buchtungen, wie „Fürst von Lipp“, geben bei circa 10 Centner Ansaat pro Morgen 130 bis 140 Centner Kartoffeln, also den 13—14fachen, Dabersche nur den etwa 10fachen Ertrag.

G. E. in Berlin. Pöfelfleisch ist gegenüber frischem ungleich minderwertiger, indem, abgesehen von der starken Beladung mit Pöfel, ein großer Teil der den Nährwert bedingenden Substanzen, und zwar in sehr ungleichem Maße durch die Lake ausgelaugt wird. 4 Pfund Pöfelfleisch werden durch 3 Pfund frisches reichlich ersetzt.

Langjährige Abonnetin in Waldkirch. Bettfedern werden in der Weise erneuert, daß man sie in einen großen, trockenen Waschtüfel thut und vorsichtig unter anhaltendem, kräftigem Umrühren auf dem Feuer erwärmt. Mund und Nase sind durch ein vorgebundenes Tuch zu schützen. Die Federn müssen gut warm gemacht werden, doch hat man sich vor dem Anbrennen zu hüten. Zweckmäßig ist auch, die Federn hinterher nochmals zu reifen.

Frau C. (Masuren). Man hat jetzt so praktische und preiswerte Reibemaschinen für rohe Kartoffeln, die Sie aus dem Magazin des Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW, Leipzigerstr. 88, beziehen können, in den verschiedensten Größen, daß das mühselige Reiben der Kartoffeln auf dem Reibeisen fast eine Zeitverschwendung zu nennen ist. Wenn Sie sich genau nach unserm früher mitgeteilten Rezept richten, wird Ihnen das „Brühdor“ tadellos gelingen. — Interessieren dürfte es Sie vielleicht, daß man auch ein treffliches Brot aus Roggenmehl und gedöckten Kartoffeln bereiten kann, zu dem man 1 kg zerstampfte Kartoffeln, 3/4 kg Roggenmehl, daß ein dünnflüssiger Teig entsteht, und 3/4 kg Roggenmehl rechnet. Dies Brot wird am Abend zuvor angerührt, muß die Nacht über an warmem Orte gehen und wird am folgenden Morgen durchgearbeitet, zum Aufgehen nochmals hingestellt und dann wie Roggenbrot gebacken.

### Modeplauderei.

Nachdruck verboten.

Baden-Baden, November.

Sollte man's glauben, ein November mit Sonnenschein und laubgeschmückten Bäumen, ohne Wind, ohne kalte Regenschauer? Fast wie ein Märchen klingt's, nicht wahr? Und doch ist's herrliche, zauberhafte Wirklichkeit, verehrte Leserinnen, und ich wünschte nur, eine jede von Ihnen könnte sich persönlich davon überzeugen, wie besonders reizvoll just jetzt die Perle der Bäder, Baden-Baden, sich ausnimmt. Welch frisches, buntes Leben flutet in den Anlagen der breiten, wohlgepflegten Lichtenthaler Allee, auf der Kurgarten-Promenade — ach, diese Promenade, angefüllt mit den entzückendsten, reizendsten Toiletten, die von dem nahen Frankreich schon den speziell französischen Chic entlehnt zu haben scheinen. Wollte ich sie schildern, all die mannigfachen Kostüme, es gäbe nur ein schwaches Bild der vielen originellen, neuen und aparten Façons, drum kam der Stift der Feder zu Hilfe — Hand aufs Herz, verehrte Damen, verdient die kleine Ueberraschung nicht Ihren Beifall?



1.

Abbildung Nr 1 zeigt ein überaus gefälliges Kostüm aus blauem Tuch mit einer Streifengarnitur von rotblau changierendem Sammet (haute nouveauté), die von schmaler Goldpassementerie begrenzt wird. Den schlichten Rock schließen seitwärts sechs Goldknöpfe. Ein anderes Tuchkostüm in Braun (Abb. Nr. 2) wirkt höchst eigenartig durch den moderierten Directoirestil, der auch bei den Herrenkleidern sich Bahn zu brechen scheint. Bei der Taille, die vorn offen durch ein Chemisett vervollständigt wird, beginnen die Revers nicht mehr wie sonst üblich oben, sondern in der Mitte, und sind wie die dreireihig mit Goldknöpfen verzierte Weste aus braunem Sammet gefertigt. Der Frackschöß und die Innenseite der offenen Taille haben ein Futter von maisgelber Seide, die auch in einem handbreiten

Streifen den Rock umgiebt, über den schmale, braune Tuchschlupfen als Garnierung fallen, sodaß die Maisfarbe nur matt durchschimmert. — Tuch und Dndestoffe, mit dicken Rippen sowohl in Wolle wie Seide, changiert und uni, bilden die Neuheit der Saison — die Favoritfarbe ist Braun in Zusammenstellung mit Grün in allen Schattierungen. Um den uni Dndestoff zu beleben, pußt man ihn mit Stickerei, Spitzen oder anderen duftigen Stoffen, wie Abb. Nr. 3 veranschaulicht. Der Rock aus schwarzer Dndeseide ist ringsherum mit einem Volant aus schwarzer, mit Rosenknospen bedruckter Grenadine begrenzt, über dem eine schwarzgoldige Stickerei läuft, die in breiter Niederform mit Achselbändern auch die Taille schmückt, deren oberer Teil aus Grenadine hergestellt ist; die Ärmel sind halb Grenadine, halb Stickerei. Für schlanke Gestalten ist diese Toilette ganz besonders chic und kleidsam und hat zugleich den Vorteil, daß sie nicht nur eine elegante Straßentoilette bildet, sondern auch in kleinen Gesellschaften getragen werden kann, wo sie den gleichen Beifall ernten wird.



4.

Ein Kostüm aus dunkelblauem Cheviot, mit abgeschattiertem, von Rot nach Rosa spielendem Sammet und Passementerie gepußt, zeigt Abb. Nr. 4. Den schlichten Rock umgiebt ein Sammetstreifen, darüber läuft eine schmale Passementerieborte in Schwarz. Entzückend ist die Taille, deren Vordertheile, schräg übereinander gelegt, aus dem abgetönten Sammet gefertigt sind, was einen wunderbaren Effekt verursacht. Zwei Patten aus Passementerie, wie Neze geknüpft, mit langen Fransen, formieren ein imitiertes Figarojäckchen, durch das der Sammet hindurchschimmert und einen geradezu überraschenden Eindruck hervorbringt. Der Gürtel besteht aus gefaltetem Sammet und schließt rückwärts mit einer Rosette; Ärmel schlicht, mit einem breiten Vorstoß von Sammet am Handgelenk.

Zahlreich vertreten und beliebt sind die Figarojäckchen, die, in der Farbe und dem Material des Rockes gehalten, über Sammet- oder Seidenblusen getragen werden; speziell für junge Mädchen ist



3.

diese Mode hübsch und praktisch, denn zu einem dunklen Sergerock und gleichfarbigem Figarojäckchen kann jede beliebige farbige Bluse getragen werden, sodaß es stets wie ein neues Kostüm erscheint.

Aber nicht nur auf der Promenade erschöpft Göttin Mode ihr Toilettenrepertoire, die Glanznummern spart sie sich auf für die feenhaften Reunions am Samstag, wo der Blick entzückt hin und her irrt, von einem reizenden Kostüm zum andern. Nicht nur die ersten Pariser Modeateliers sind vertreten mit ihrem sprichwörtlichen Chic, siegreich tritt auch

Deutschland, wie Figur 5 (aus dem Atelier L. Mayer, Hoflieferant in Baden-Baden) lehrt, in den Wettstreit ein. Die Abb. zeigt eine hochaparte Spizentoilette aus schwarzen Chantilly- und uni Tüllinlagen, die auf einem lichtgrau-geidenen Unterkleid ganz vortrefflich zur Geltung kommt. Vorn und rückwärts gleich, läuft der Spitzenstoff am Stehfragen aus, während der übrige blütenartige Teil der Taille und die Ärmel aus schwarzen, reich mit Gold gestickten Spitzen hergestellt sind, durch die gleichfalls die graue Seide hindurchschimmert. Die Taille umgiebt ein Goldband, das vorn und rückwärts kurze Enden hat. Der Effekt des Kostüms bei Kerzenlicht und in der wiegenden Tanzbewegung ist ungemein distinguiert. Auch in weniger kostbarem Material dürfte das Kostüm eines der schönsten für Soireen sein, wie es ja bei allen Kostümen nie auf den Wert der Stoffe ankommt, sondern auf eine geschmackvolle Zusammenstellung der Farben, eine glückliche Mischung von leichten und schweren Geweben, eine der eigenen Figur angemessene Nachart, um sie weder zu plump, noch zu schwächlich erscheinen zu lassen. Die Mode verlangt gar keinen unbedingten Gehorjam, nur hinweisen will sie auf die Form — sie zu moderieren, das, verehrte Leserinnen, überläßt sie dem persönlichen Geschmack, und die jeweilige Form mit dem eigenen Ich in harmonischen Einklang zu bringen — das eben ist das große Geheimnis des „Chic“.

Die Reunion ist aus — alles eilt heim, in die würzige Nacht hinaus, trotz lauer Luft wohlverwahrt, mit glänzenden Augen, geröteten Wangen, lebensprühend. O, die reizenden Umhüllungen, die da beim hellen Gaschein sichtbar werden, die langen Sammetmäntel, die farbigen Capes, die losen und anliegenden Jacken — unter letzteren ein Jackett aus grünem Cheviot mit grün-rosa geklümmtem Damastfutter, das vorn wie ein Pelz übereinander genommen und mit drei Knebeln geschlossen wird. Die breiten Revers zeigen Soutachestickerei, desgleichen der Rücken und der Hand. Der obere Ärmel hat große Puffen. Geradezu entzückend ist Abb. Nr. 6, ein Cape aus farbigem Tuch mit Seidenfutter und dreimaligem Besatz von



6.

Lammfell, rosa und schwarz gefärbt; dasselbe mit weißem Pelz wirkt fast noch duftiger; für ältere Damen ist dieselbe Form in tiefgrünem Sammet mit schwarzem Pelzbesatz ganz außerordentlich kleidsam. Auch einfache Tuchjackette, mit Pelz verbrämt, in allen Tönen Braun sind stark begehrt, ebenso Abendmäntel aus indischen Shawls, die sehr apart sind und endlich den altmodisch gewordenen kostbaren Tüchern von Müttern und Großmüttern Gelegenheit bieten, zur Geltung zu kommen. Wenn nun gar aus diesen altneuen Hülsen ein herziges, frisches Gesicht in die Welt hineinschaut, dann — hm, dann könnte manches Herz des „starren“ Geschlechtes gar leicht in Wallung geraten und in krankhaft fiebernden Pulsen schlagen. Doch Gottlob, die warmen Quellen in Baden-Baden heilen alles, sogar, wie man sagt, „krankte Herzen!“

Lillian.



### Theatermantel und -Hut.

### Theatermantel und -Hut.

Die glänzendere Bekleidung, die bestimmt ist, uns an öffentlichen Vergnügungsorten zu schmücken, kommt auch in dem Mantel und Hut zur Geltung, die wir zum Besuche eines Theaters oder Konzertes wählen. Von beiden Toilettengegenständen bringen wir heute in der nebenstehenden Abbildung eine sehr geschmackvolle Vorlage.

Der elegante Mantel aus weißer Veloutine und wattiertem Atlasfutter ist in Kasform gefertigt und am unteren Rande, sowie auf den eingetragenen Pelerintenteilen reich mit Goldstickerei verziert. Die übrige Garnitur des mit Hafenschluß versehenen Mantels bilden weiße Federborbüren, sowie eine auf den hinteren Falten angebrachte Schleife aus Seidenband.

Der kleidsame Hut aus schwarzem Sammet ist mit einer hochstehend angebrachten Straußenfeder, deren Ansatz eine Schleife aus schwarzem Sammetband deckt, und mit einer gewunden um den Hutkopi gelegten, 120 Centlangen Charpe aus gelbem Seidenkrepp garniert, deren Enden vorn in eine Schleife oder einen Knoten arrangiert werden.

Bezugquelle der Modelle: Berlin, Gerson u. Comp.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuscripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.